



Berlin und die „Brücke“-Künstler

Im Juni 1905 taten sich in Dresden vier Architekturstudenten zur Künstlergruppe „Brücke“ zusammen. Drei weitere Künstler kamen bis 1910 dazu.

Ihr Programm war das „Unmittelbare“, das „Unverfälschte“ – im Gegensatz zum wilhelminischen Pathos. Die sieben wurden zur bedeutendsten Künstlergruppe des Expressionismus. 1911 verließen die letzten „Brücke“-Künstler Dresden, man zog nach Berlin. Eine retrospektive Ausstellung in der Neuen Nationalgalerie erinnert an die „Brücke“-Künstler und zeigt vom 8. Juni bis 28. August eine hochkarätige Auswahl von etwa 450 „Brücke“-Werken. **Mehr ab Blatt 14**

**Kanzler, Neuwahlen 2005,
SPD und NRW-Wahl:
Hintergründe auf 12 Seiten**

Ab Blatt 2

Deutschland – Land der Ideen

Interview zur Fußball-WM mit Michael Rogowski – ab Blatt 22

DER 66. HAUPTSTADTBRIEF

- 3 **Kanzler Schröders Überraschungs-Coup mit den Neuwahlen – und was dahinter steckt**
- 6 **Stimmen aus Wien und Zürich**
- 7 **Wie die Partei SPD alle ihre Kanzler selbst demontierte**
- 9 **NRW-Wahl – die wahren Proportionen: Nichtwähler 37, CDU 28, SPD 23 Prozent**
Das Wahlmotiv vieler: Hauptsache, man wird rot-grün los – Eine Wahlanalyse
- 14 **Vor 100 Jahren gelang der „Brücke“ der Brücken-Schlag in die Moderne**
- 17 **Plädoyer für ein Denkmal für alle Opfer des Nationalsozialismus**
- 20 **Das Technikmuseum Berlin und die Schmuckherstellung**
- 21 **Die neuesten Umfrage-Werte (forsa): Weiter seit Wochen praktisch keine Bewegung**
- 22 **„Deutschland – Land der Ideen“.**
Eine Nation zwischen Franz Beckenbauer und Karl Marx
HAUPTSTADTBRIEF-Interview zur Fußball-Weltmeisterschaft 2006 und zu mehr ...
Klaus Wirtgen befragte Michael Rogowski
- 29 **Zwei Höhepunkte des Albert-Einstein-Jahrs in und rund um Berlin**
- 32 **Berlin spart heftig, muss aber doch auf Teil-Entschuldung durch den Bund hoffen**
- 35 **BND: Umzug oder nicht ?**
- 36 **Jetzt zweimal täglich im Direktflug von Berlin über den Atlanik**
- 37 **Impressum**
- 38 **Wieder sommerlicher Kunstgenuss im brandenburgischen Idyll von Rheinsberg**

Auf den Punkt

Das Motiv

Ich lasse mich doch nicht demontieren. Gleich mehrfach soll Gerhard Schröder diesen Satz in den letzten Wochen in vertrauter Runde gesagt haben. Er ist der Schlüssel für des Kanzlers Entschluss, freiwillig auf ein Jahr Machtausübung zu verzichten. Schmerzliche Demontage erwartete Schröder

in der Tat:



Bruno Waltert
Chefredakteur

Erstens durch die Union, die – zumal im Bundesrat zunehmend stärker geworden – entschlossen war, Schröder und seine Regierung durch Blockaden zunehmend regierungsunfähig zu machen. Dies ungeachtet entgegengesetzter Beteuerungen.

Zweitens aber auch von Traditionalisten und Linksutopisten in der eigenen Partei. Schröder wußte: Der Verlust Nordrhein-Westfalens würde diese Kräfte in der SPD beflügeln, gegen ihn aufzustehen. Und im Bundestag würde es für die vereinbarte Unternehmenssteuerreform keine eigene Mehrheit mehr geben.

Wochenlang diskutierte der Kanzler im engsten Kreis Antidemontage-Modelle. Als am 22. Mai gegen 16 Uhr das Ausmaß der Niederlage in NRW feststand, weil – wie üblich – Umfrageinstitute die Ergebnisse ihrer Nachwahl-Befragungen vorgelegt hatten, entschloss sich der Kanzler für die am weitesten gehende vorgedachte Version: Für vorgezogene Neuwahlen – mit allen Risiken. Die allerdings sind – siehe Tabelle auf Seite 21 – extrem hoch.

Im übrigen hatte das Kanzler-Votum für Neuwahlen 2005 zwei für Schröder angenehme Nebenwirkungen: Kaum jemand außerhalb NRW sprach nach dem Abend des 22. Mai noch von der schweren SPD-Niederlage dort. Und: 2005 heißt der Unionskandidat, ganz nach Schröders Geschmack, Angela Merkel. 2006 hätte er leicht Christian Wulff heißen können. Und der ist Deutschlands beliebtester Politiker – deutlich vor Schröder ...

Ihr

Bruno Waltert

Kanzler Schröders Überraschungs-Coup mit den Neuwahlen – und was dahinter steckt

Von KLAUS WIRTGEN

Auch wenn dem Hobby-Tenniscrack Gerhard **Schröder**, inzwischen jenseits der 60, gegen starke Gegner allenfalls Höflichkeitssiege gelingen – der eine oder andere **Big Point** glückt dem amtierenden Kanzler immer noch. Besonders dann, wenn er **rund sechs Wochen Zeit hatte**, über die Spielszene nachzudenken, wie er vor ausverkaufter Arena einen nach der **Papierform** eigentlich **unschlagbaren** Gegner **schlecht aussehen** lassen würde.

Sechs Wochen – so lange schon schleppte der Chef der **ermatteten** und **glücklosen** rot-grünen Koalition in Berlin seinen **spektakulären Eventualplan** mit sich herum, nach einer rot-grünen Wahlniederlage in NRW **so rasch wie möglich** vorzeitige Neuwahlen für den Bundestag anzustreben. Nur **wenige Vertraute** waren eingeweiht.

Geheimnisvolle **Andeutungen** aus verschiedenen Richtungen, nach Schließung der Wahllokale im größten deutschen Bundesland werde „**etwas passieren**“, ließen Schröders Leute unwidersprochen **in falsche Richtungen** ausufern. Entlassung von Hans **Eichel**, Finanzminister ohne Fortune, Berufung des hoch angesehenen Wahlverlierers von Düsseldorf, Peer **Steinbrück**, Zerschlagung von Wolfgang **Clements** Doppel-Ressort für Wirtschaft und Arbeit, gar **Entlassung** des Superministers – alles wurde spekuliert.

Am Wahlabend des 22. Mai aber war dann **alles Makulatur**. Der **Machtmensch** Schröder entschied sich für das Udenkbare, den vorzeitigen, also **freiwilligen Verzicht auf Macht**, Amt und Würden. Warum? Ganz einfach. Schröder wollte sich die **letzte**, wenn auch nur vage Option auf den Verbleib im Kanzleramt erhalten, **zumindest** jedoch etwas für die **Geschichtsschreibung** tun und sich „**anständig vom Acker machen**“.

Da war er wieder, der Schröder wie ihn alle kennen. Der **Politprofi** **klaut** seinen politischen Gegnern von Union und FDP – ausgerechnet am Tag nach der **historisch-triumphalen Vertreibung** der SPD aus NRW – die **Schlagzeilen** in der **Bildzeitung**: „Neuwahlen – Kanzler wills wissen!“

Dass dieses **kühne Politmanöver** aus **aktueller** Sicht alles andere als eine **Überlebensgarantie** in den Sesseln der Macht sein würde, darüber gaben sich auch die **wenigen Vertrauten** keinen Illusionen hin, die Schröder **vor Schließung** der Wahllokale an Rhein und Ruhr



Kanzler Gerhard Schröder.

im Kanzleramt **versammelt** hatte: Anfangs Parteichef Franz **Müntefering**, später auch Innenminister Otto **Schily** und Wirtschaftsminister Wolfgang **Clement**.

17 Punkte Vorsprung der Union vor der SPD in den letzten **bundesweiten** Umfragen (siehe Tabelle Seite 21). Und dann: Die **Wahl-Nachfragen** aus NRW signalisierten bereits kurz nach 16 Uhr eine **klare Führung der Schwarzen**. Von wegen Fotofinish. Die **letzten Hoffnungen** im rot-grünen Lager,

Ministerpräsident **Steinbrücks überragende Sympathiewerte** könnten das Manko seiner **Partei** vielleicht **wettmachen** und dem von vielen Niederlagen weich gespülten Jürgen Rüttgers **doch noch** den Zutritt ins Düsseldorfer Stadthaus versperren, hatten sich spätestens drei Stunden vor Bekanntgabe des amtlichen Endergebnisses **verflüchtigt**.

Jetzt galt es, auf die **vorbereitete Konter-Strategie** zu wechseln, die den **roten Supergau**, also den größten anzunehmenden Unfall, die Lähmung, vielleicht sogar Selbsterstörung der mehr als 100 Jahre alten Arbeiterpartei **verhindern sollte**.

Die **Risiken** des Masterplans lagen auf der Hand. Schröder hielt sie offensichtlich für **beherrschbar**. Da wären zunächst die im Grundgesetz eingebauten **Hürden**, die einem Kanzler die beliebige Proklamation vorgezogener Wahlen **erschweren**, der für ihn günstige Umfragen nutzen will, um seine Mehrheiten zu **festigen**.

Mehr Kopfzerbrechen dürfte Schröder das Verhalten der **Genossen in Partei und Fraktion** bereitet haben. **Schon lange** gärt es an der Basis. Die Reformen der „Agenda 2010“, vor allem der **soziale Umbau** unter dem Stichwort „Hartz IV“, haben die **Partei gespalten**. Die einen haben sich mit dem Reformkurs von Schröder, Clement, Schily und anderen **arrangiert** und sind **stolz** darauf, dass SPD-Politiker die Türen zur Wirtschaft unter dem Vorzeichen der Globalisierung weit aufgestoßen haben.

Die anderen, Traditionalisten, Gewerkschafter, Leidtragende der Reformen, haben sich bislang nur aus **Disziplin** den neuen Lehren unterworfen. Sie reagierten **beglückt**, als Parteichef Franz Müntefering **ohne Rücksicht auf die Berliner Regierungspolitik** und die Glaubwürdigkeit von NRW-Ministerpräsident Peer Steinbrück spontan zur **Heuschreckenhatz** geblasen hatte.

Sie sind es auch, die sich durch die Katastrophe vom 22. Mai **bestätigt fühlen**. Mandatsträger beginnen ihre **materielle Zukunft** zu kalkulieren. Sie wägen ab, ob ein unsicherer Parlamentssitz in einer

Regierungskoalition wirklich mehr wert ist als ein sicheres Mandat auf einer Oppositionsbank.

Doch letztlich überwog bei Schröder die **Angriffslust**. Er traut sich zu, die Genossen **noch einmal hinter sich zu scharen** – zum Duell Gerhard Schröder gegen Angela Merkel. Hier der **erfahrene Staatsmann** mit seinem internationalen Netzwerk, da die **junge Frau** aus Mecklenburg-Vorpommern, die auch 16 Jahre nach der deutschen Einheit **noch nicht** in allen bundesweiten Unionsdomänen **angekommen** ist.

Vor der letzten Bundestagswahl konnte ihr der bayerische Ministerpräsident Edmund **Stoiber** noch die Kanzlerkandidatur abjagen. Seither hat der Bayer die Partei für den Wahlgang 2006 **mit List und Tücke**, auf jeden Fall mit Unterstützung **wichtiger CDU-Granden** aus den Ländern, **offen gehalten**. Jetzt erzwingt **Schröder** die Revision aller schwarzen Zeitpläne und **platziert seine Konkurrentin** vorzeitig auf dem heißen Herausfordererstuhl.

Damit hat Schröder seinen politischen Gegnern **zugleich alle Pläne** zunichte gemacht, die rot-grüne Koalition durch **Blockade aller Gesetzesvorhaben im Unions-beherrschten Bundesrat** weichzukochen und sich mit eigenen Alternativen zur Arbeitsmarkt-, Finanz-, Sozial- und Wirtschaftspolitik **noch Zeit zu lassen**.

Die **Methode Rüttgers**, der durch NRW zog und stereotyp den **Überdruss** der Menschen **an Rot-Grün** beschwor und sich letztlich **auf kein Detail** festlegen ließ, eignet sich jedenfalls **nicht** für einen **Blitzwahlkampf** von Juni bis Mitte September. **Und:** Schröder weiß aus eigener Erfahrung nur zu gut, welche Hindernisse sich vor Angela Merkel auf türmen, wenn sie **auf die Schnelle ein Kabinett** zimmern muss.

Die **ersten Listen** werden schon gehandelt und die CDU, die Partei Ludwig **Erhards** und der **sozialen Marktwirtschaft**, schneidet dabei nicht gerade gut ab. **Superminister** für Wirtschaft und Finanzen soll der Bayer **Stoiber** werden. Das Verteidigungsressort soll an den Franken Michael **Glos** gehen. Peter **Müller** aus dem Saarland darf sich mit den Problemen des Arbeits- und Gesundheitsressorts herumquälen, während die Freidemokraten **renommierte** Häuser besetzen. Wolfgang **Gerhardt** das Auswärtige Amt und Guido **Westerwelle** das Innenministerium des Otto Schily. Die Personaldiskussion verspricht **hohen Unterhaltungswert**. Das **Sommerloch** ist in diesem Jahr gut gefüllt.

Dennoch spricht aus heutiger Sicht **alles** für einen **Machtwechsel auch in Berlin**. Zu groß ist noch der Abstand zwischen den großen Parteien. Und es ist unwahrscheinlich, wenn auch nicht völlig ausgeschlossen, dass sich die 17 Punkte Rückstand in wenigen Monaten aufholen lassen. Sicherlich hat Schröder dank **Amtsbonus**, Erfahrung, Medienkenntnis und Chuzpe gute Chancen, die CDU-Kandidatin **in der Kür der Sympathien** zu

schlagen. Doch in der Wahlkabine wird über **Kompetenz** und **Zukunftshoffnung** abgestimmt, mit denen die Wähler in erster Linie **Parteien** identifizieren.

Diese **Priorität** hat die NRW-Wahl **brutal** bestätigt. Das Manöver des Parteivorsitzenden **Müntefering**, durch eine polemische und obendrein **in sich nicht stimmige Kapitalismuskritik** enttäuschte Stammwähler zu mobilisieren, wurde **durchschaut**. Die Wähler wollten Konsequenzen sehen, **keine Sprüche** hören. Doch die Konsequenzen, die zu den Sprüchen passten, hätten Agendapolitik und Hartzreform **ad absurdum geführt**. Nutznießer der Müntefering-Kampagne waren **FDP und CDU**.

Als **Spitzenkandidat** im Kurzwahlkampf hat Schröder **allein** das Sagen. Müntefering hat sich in den **Dienst** desjenigen zu stellen, der im Schaufenster steht. Das war jedenfalls **bisher** Comment in der SPD. Mit seinem klaren Bekenntnis, **ohne Koalitionsaussage** in den Wahlkampf zu ziehen, hat Schröder an dieser Front **sofort für Klarheit** gesorgt. Kein Lagerwahlkampf wie in NRW.

Schröder will sich **alle Optionen** offen halten, einschließlich einer **Großen Koalition**. Die Option, auch mit anderen Parteien als den Grünen koalieren zu können, ist freilich davon **abhängig**, ob es dem Kanzler gelingt, im Wahlkampf und damit in seiner Partei **die Fortsetzung seiner Agendapolitik** durchzusetzen. Für **Heuschrecken** und andere Gespenster ist in diesem kommenden Wahlkampf **kein Platz**.

Stimmen aus Wien und Zürich

Die Wiener Zeitung **DIE PRESSE** schrieb: „Ohne es offen auszusprechen, schießt die SPD nun augenscheinlich auf eine große Koalition mit der Union. Denn das ist die einzige Chance, an der Macht zu bleiben: als Juniorpartner einer Regierung Angela Merkel. Ein Part, den dann sicher nicht mehr Gerhard Schröder wahrnehme, sondern möglicherweise Franz Müntefering. Doch auch wenn die SPD entgegen aller Wahrscheinlichkeit noch einmal gewinnen sollte, wäre eine Neuauflage der jetzigen Regierungskonstellation wenig zielführend. Denn Rot-Grün sähe sich im Bundesrat abermals einer übermächtigen Blockade-Mehrheit der Union gegenüber. Die politische Stagnation in Deutschland wäre prolongiert. Fischers treue Kohorten werden also einfach nicht mehr gebraucht“.

Und der Zürcher **TAGES-ANZEIGER** meinte: „Die Union hat in ihrem Innern fast dieselben Flügelkämpfe auszuhalten wie die SPD. Die derzeitige Geschlossenheit ist ein Schein. Oder halt! In einem Punkt herrscht wirklich Einigkeit: bei der geplanten Erweiterung der Europäischen Union. Sollte es einen Machtwechsel in Berlin geben, würde sich Deutschland gegen einen EU-Beitritt der Türkei aussprechen, und auch die Verhandlungen mit Rumänien und Bulgarien könnten komplizierter werden. An Stillstand und Reformstau trägt die Union erhebliche Mitverantwortung. Dass sie die bessere Regierung stellen würde – man würde es Deutschland gönnen. Als Opposition konnten CDU und CSU allerdings nicht überzeugen“.

Wie die Partei SPD alle ihre Kanzler selbst demontierte

Von Prof. MANFRED GÜLLNER



Schreibt für den
HAUPTSTADTBRIEF:
forsa-Chef
Prof. Manfred Güllner,
Berlin.

In der Nachkriegsgeschichte in Deutschland stellte die SPD **dreimal** den Bundeskanzler. **Alle** drei sozialdemokratischen Bundeskanzler aber sind **nicht vom politischen Gegner** besiegt worden, sondern an ihrer **eigenen Partei** gescheitert.

- **Willy Brandt** scheiterte – sicherlich nicht ohne eigenes Zutun – an der eher **wenig transparenten** und durch **Intrigen** geprägten Führungsstruktur der **Partei**.

- **Helmut Schmidt** verfolgte eine **pragmatische** Politik, die breite Unterstützung in der **Wählerschaft** erfuhr, jedoch von der Mehrheit der **Parteikader nicht** mitgetragen wurde. Er trat ab, weil große Teile der SPD-Aktivisten, die in den 70er Jahren **in die Partei geströmt** waren, im Bündnis mit einigen **Traditionalisten** eine **Rei-deologisierung** der SPD herbeiführen wollten.

Die mit dem **Godesberger Programm** erfolgte Öffnung für breite Wählerschichten wurde damit **konterkariert**; der SPD gingen bis dahin sichere Hochburgen – wie Frankfurt/Main oder München – **verloren**. Doch vielen in der SPD waren damals (wie auch heute wieder) **ideologische Dogmen wichtiger** als reale gesellschaftliche Veränderungen. Mit Helmut Schmidt **verschwand das Vertrauen** der Wähler zur SPD; **16 Jahre Opposition** in Bonn waren die Folge.

- **Und Gerhard Schröder**, der dritte SPD-Kanzler, nach den 16 langen Oppositionsjahren, scheiterte **letztendlich auch** an seiner **Partei**. Er wurde 1998 Kanzlerkandidat durch das Plebiszit der **Wahlbürger in Niedersachsen, nicht aber** durch die Kür der Führungsspitzen der Partei.

Den Führungsgremien der Partei gefiel der Helmut Schmidt **ähnliche** pragmatische Politikstil von Gerhard Schröder nicht, der sich **wenig um die Dogmen** der Partei, viel aber um die **Sorgen und Nöte** der Menschen in seinem Land Niedersachsen kümmerte. Als Schröder der SPD bei der Bundestagswahl 1998 zum **Wahlsieg** verholfen hatte, akzeptierte man seine Führungsrolle **nur widerstrebend**. Und den Wahlerfolg schrieb man **nicht ihm alleine** zu, sondern glaubte, Oskar **Lafontaine** sei für den Wahlerfolg 1998 **ebenso wichtig**, wenn nicht gar **wichtiger** gewesen.

Dabei gab es – nüchtern empirisch betrachtet – 1998 **so gut wie keine** Lafontaine-, sondern **fast ausschließlich** Schröder-Wähler. Schröder war der erste Kanzlerkandidat der SPD seit Helmut

Schmidt, der im **Urteil einer Mehrheit der Wähler** Sympathie und politische Kompetenz besaß.

Von Schröder erwarteten die Wähler 1998, dass er den **Reformstau**, der nach 16 Jahren **Kohl-Regierung** in der Republik entstanden war (was man auch heute nicht vergessen sollte), durch eine **Erneuerung** und **Modernisierung** des Landes auflösen könnte. Als Schröder von **Lafontaine** und seinen Anhängern nach der Regierungsübernahme an den von den Wählern erwarteten Reformen **gehindert wurde**, schwand das Vertrauen zur SPD schon **wenige Monate** nach der Bundestagswahl.

Erst nach **Lafontaines Flucht** aus der Politik und den **ersten Reformschritten** – Steuer- und Rentenreform im Jahr 2000 – kehrte das **Vertrauen zur SPD** zurück. Doch als die SPD 2001 unter dem Motto „Sicherheit im Wandel“ wieder auf die **Reformbremse** trat, drohte die SPD-Regierung nur eine **kurze Episode** zu bleiben. Erst **kurz vor** der Bundestagswahl 2002 gelang es Schröder, unter anderem in der **personalen Konfrontation** mit Edmund Stoiber doch noch, eine **Mehrheit für eine zweite Amtsperiode** zu erhalten. Wieder überwogen die **Erwartungen**, dass er die notwendigen Veränderungen im Lande **eher herbeiführen** könnte als sein Konkurrent aus Bayern.

Doch bald wurde klar, dass **weite Teile der SPD** Schröders Erneuerungskurs **nicht folgen** wollten. So wurden **immer wieder Zweifel** bei den Wählern geweckt, ob die SPD **tatsächlich** hinter ihrem Kanzler stehe und ob sich Schröder mit dem von den Bürgern erwarteten **Reformkurs** gegen die Widerstände in der SPD auch **durchsetzen könne**. Nach der Trennung von Kanzler- und Parteiamt kehrte das Vertrauen **zum Kanzler** zurück, **nicht aber zur SPD**.

Die SPD hat **alle regionalen Wahlen seit 2002** denn auch – anders als von Schreiner, Skarpelis, Nahles und einigen anderen immer wieder behauptet – **nicht deshalb** verloren, weil Schröder die **Agenda 2010** um- und durchsetzen wollte, sondern weil man der SPD den Willen und die Fähigkeit **nicht zutraute**, das Land konsequent zu **erneuern**.

In völliger **Verkennung** jedweder gesellschaftlicher Realität und in totaler **Fehleinschätzung** der Erwartung der Mehrheit der Menschen im Lande glaubten und glauben weite Teile der SPD-Amts- und Mandatsinhaber, man müsse den von Schröder eingeleiteten Reformkurs **ändern**. Damit aber wurde das **letzte Vertrauenskapital**, über das die SPD derzeit verfügt, nämlich das Vertrauen zum Kanzler, **aus der Partei heraus** verspielt.

Bei den anstehenden **Neuwahlen** dürfte die SPD **kaum Chancen auf eine erneute Mehrheit** haben. Trotz aller Sympathien für Schröder wird das **negative Urteil** über die Partei SPD wahlentscheidend sein. Und die SPD wird sich wohl, wie nach Helmut Schmidts Sturz, **auf lange Jahre der Opposition einstellen müssen**.

NRW-Wahl – die wahren Proportionen: Nichtwähler 37, CDU 28, SPD 23 Prozent

Das Wahlmotiv vieler: Hauptsache, man wird rot-grün los – Eine Wahlanalyse

Von Prof. MANFRED GÜLLNER



Schreibt für den HAUPTSTADTBRIEF: forsa-Chef Prof. Manfred Güllner, Berlin.

Die **SPD** hat am Sonntag bei der Landtagswahl in Nordrhein-Westfalen mit Peer Steinbrück **nur unwesentlich weniger Stimmen** erhalten als bei der Landtagswahl fünf Jahre zuvor mit Wolfgang Clement: Im Jahr 2000 erhielt die SPD **3 143 000**, im Jahr 2005 rund **3 059 000** Stimmen.

Im Vergleich zur **Kommunalwahl** im September letzten Jahres **gewann** die SPD **jetzt** mehr als **700 000** Stimmen. Damit hat sie ihr Wahlziel, zwischen September 2004 und Mai dieses Jahres **800 000** zusätzliche Wähler zu mobilisieren, **nur knapp verfehlt**.

Warum aber blieb Wolfgang **Clement** im Jahr 2000 Ministerpräsident, während Peer **Steinbrück** jetzt bei fast identischer Stimmenzahl eine **historische Wahlniederlage** angelastet wird?

Die Ursache ist eine bei der Landtagswahl 2005 **deutlich bessere Wählermobilisierung der CDU** als im Mai 2000. Die CDU erhielt am Sonntag 3 696 000 Stimmen: **984 000 mehr** als vor fünf Jahren.

Dieses **Stimmenplus** der CDU von **knapp einer Million** kann bei einem **Stimmenminus** der SPD von nur **84 000** bei allen möglichen Wählerfluktuationen an den Rändern der Parteien **nicht in erster Linie** mit Abwanderungen früherer **SPD-Wähler zur CDU** erklärt werden.

Landtagswahlen in Nordrhein-Westfalen



alle Angaben in Prozent	SPD	CDU	FDP	Grüne	Sonstige	Beteiligung
2005	37,1	44,8	6,2	6,2	5,7	63,0
2000	42,8	37,0	9,8	7,1	3,3	56,7
1995	46,0	37,7	4,0	10,0	2,3	64,0
1990	50,0	36,7	5,8	5,0	2,5	71,8
1985	52,1	36,5	6,0	4,6	0,8	75,2

Vielmehr konnte die CDU ihr Anhängerpotential 2005 deutlich **besser mobilisieren** als im Jahr 2000, als ein **Viertel** der potentiellen CDU-Anhänger wegen der **CDU-Spendenaffäre** und der **gravierenden Fehler** von Jürgen Rüttgers im damaligen Wahlkampf (z. B. „Kinder statt Inder“) der Wahl fernblieben.

Am Wahlsonntag 2005 jedoch gelang der CDU die **fast vollständige Mobilisierung** ihres Wählerpotentials, obwohl auch diesmal **Zweifel** an den Fähigkeiten des Kandidaten **Rüttgers** im CDU-Wählerlager vorhanden waren:

Nur jeder zweite CDU-Wähler glaubte vor der Wahl, dass Jürgen Rüttgers ein **besserer Ministerpräsident** sein werde als Peer Steinbrück. Doch diese Bedenken gegen den **Kandidaten** wurden hintangestellt, weil die CDU-Anhänger ebenso wie schon zuvor in Schleswig-Holstein ein **klares Feindbild** hatten: Die **rot-grüne Landesregierung** in Düsseldorf sollte ebenso wie die in Kiel **abgelöst** werden.

Die Zahl derer, die **zur Wahl** gingen, stieg 2005 im Vergleich zum Jahr 2000 um **925 000**. Darunter waren – neben den Erst-Wählern – viele CDU-Anhänger, die bei der letzten Landtagswahl im Lager der **Nichtwähler** zu finden waren. Zudem gab es **Rückwanderungen** von der FDP zur CDU; die FDP erhielt im Vergleich zur Wahl 2000 rund **213 000 Stimmen weniger**.

Die **CDU** konnte in Nordrhein-Westfalen durch eine deutlich bessere Mobilisierung ihrer Anhängerschaft zwar im Vergleich zur letzten Landtagswahl **Stimmen gewinnen**. Im Vergleich zu den letzten beiden **Bundestagswahlen** 1998 und 2002 jedoch konnte sie **keine** neuen Anhänger hinzugewinnen. Damit bleibt die CDU an **Rhein und Ruhr** auch nach dieser Landtagswahl in einer **strukturellen Minderheitsposition**:

Von 100 Wahlberechtigten gaben am Sonntag – wie schon bei den beiden letzten Bundestagswahlen – **nur 28** der CDU ihre Stimme. **72 von 100** Wahlberechtigten wählten eine andere Partei oder gingen nicht zur Wahl. **4,9 Millionen** Wahlberechtigte (das sind **37** Prozent) beteiligten sich **nicht** an der Wahl. Damit ist die Zahl der Nichtwähler **weitaus größer** als die Zahl der für die CDU abgegebenen Stimmen (**3,7 Millionen**).

Noch schwächer bleibt allerdings zur Zeit die Vertrauensbasis der **SPD**: Sie wurde am Sonntag trotz der im Vergleich zur Kommunalwahl **besseren Mobilisierung** nur von **23** von **100** Wahlberechtigten gewählt. Damit haben zwar ähnlich viele Wahlbürger im Land die SPD gewählt wie im Mai 2000, im Vergleich zur **Bundestagswahl 2002** erhielt die SPD jedoch **1 440 000 Stimmen weniger**.

Damit konnte die SPD in Nordrhein-Westfalen **68 von 100** SPD-Wählern bei der **Bundestagswahl 2002** wieder dazu bewegen, auch bei der **Landtagswahl** der SPD die Stimme zu geben. Diese Mobili-

sierungsquote war höher als bei den meisten **anderen** Landtagswahlen seit 2002. **Ähnlich hoch** war die SPD-Mobilisierungsquote nur bei der Bürgerschaftswahl in **Bremen** und **höher** war sie nur bei der Landtagswahl in **Schleswig-Holstein** im Februar dieses Jahres, die für die SPD gleichwohl verloren ging.

Die Ursache dafür, dass auch bei der Wahl in Nordrhein-Westfalen die **CDU** ihre Anhänger in **deutlich höherem Maße** als die SPD mobilisieren konnte, ist dabei **nicht** – wie in vielen Interpretationen des Ergebnisses betont – **allein der Unmut über die Politik der rot-grünen Bundesregierung in Berlin**.

Sicherlich hat die politische **Großwetterlage** und die zweifellos weitverbreitete **Unzufriedenheit** mit der Arbeit der Bundesregierung dem SPD-Wahlkampf in Nordrhein-Westfalen **nicht geholfen**. Für die SPD-Mobilisierungsschwäche aber **alleine** die Berliner Politik verantwortlich zu machen, wäre eine **fatale** Fehleinschätzung.

Denn die Bürger an Rhein und Ruhr sind wie alle anderen Wähler in der Republik **schlau** und wussten, dass es am Sonntag um die Mehrheit **im Landtag in Düsseldorf** und **nicht** um die im **Bundestag in Berlin** ging. So war in NRW nur **für 23 Prozent der SPD-Wähler** und auch nur für **32 Prozent** derjenigen früheren SPD-Wähler, die am Sonntag der SPD **nicht mehr die Stimme gegeben** haben, die **Bundespolitik** bei der Wahlentscheidung wichtiger als die Landespolitik.

Ein Vergleich der **Wähleranteile** bei Bundestags-, Landtags- und Kommunalwahlen in Nordrhein-Westfalen in den letzten eineinhalb Jahrzehnten zeigt denn auch, dass die **Vertrauensverluste** für die SPD an Rhein und Ruhr **vor allem auf Landes-** und (was häufig übersehen wird) **auf kommunaler Ebene** eingetreten sind.

So haben z. B. bei der **Bundestagswahl 2002** immerhin **34 von 100** Wahlberechtigten die SPD gewählt – mehr als 1990, als die SPD von **32 von 100** Wahlberechtigten gewählt wurde. Bei der **Landtagswahl 1990** haben noch **36 von 100** Wahlberechtigten der SPD ihre Stimme gegeben. **15 Jahre später** wählten **nur noch 23 Prozent** aller Wahlberechtigten die SPD. Das entspricht einem **Wählerschwund von 35 Prozent**.

Noch größer ist der Vertrauensverlust auf **kommunaler Ebene**: Hier sank der Anteil der Wahlberechtigten, der die SPD vor Ort gewählt hat, von **28 Prozent** bei der Kommunalwahl **1989** auf **17 Prozent** aller Wahlberechtigten bei der **Kommunalwahl 2004**. Das ist ein Vertrauensschwund von **39 Prozent**.

Der am Sonntag in Nordrhein-Westfalen vollzogene Machtwechsel ist also **keinesfalls** nur ein Reflex der Wähler auf die **aktuelle Großwetterlage**. Die SPD hat in Nordrhein-Westfalen, wie zuvor schon bei vielen anderen regionalen Wahlen, die **Quittung** dafür bekommen, dass sie z. T. **über Jahrzehnte** eine Politik be-

trieben hat, die sich **eher** an den Dogmen einer **kleinen Funktionärsschicht**, nicht aber an den **Interessen der Mehrheit der Bürger** orientierte.

Insofern ist die NRW-SPD **trotz** der im Vergleich zu anderen Landtagswahlen noch relativ guten Mobilisierung **in den Sog des generellen SPD-Niedergangs** gezogen worden.

Bei der Einschätzung des NRW-Wahlergebnisses sollte allerdings nicht übersehen werden, dass Nordrhein-Westfalen insgesamt **keinesfalls ein „Stammland“ der SPD** war. Seit dem Zusammenbruch des nationalsozialistischen Regimes fanden in Nordrhein-Westfalen **insgesamt 47 demokratische Wahlen** statt. Bei **24** Wahlen war die SPD, bei **23** die CDU stärkste Partei.

Für die Entwicklung der **Parteibindungen** und für das **Wahlverhalten** war in Nordrhein-Westfalen die sonst **selten vorzufindende Polarität** zwischen einem starken katholisch-klerikalen und einem ausgeprägten Arbeitermilieu verantwortlich. Bei aller **nachlassenden** Bindungskraft der sozialen Milieus beeinflusst diese Polarität in Nordrhein-Westfalen **immer noch das Wahlverhalten**.

Vor diesem Hintergrund eher traditioneller Milieus war Nordrhein-Westfalen auch **kein Stammland für die Grünen**. Sie erhielten an Rhein und Ruhr **nie** so herausragende Wahlergebnisse wie etwa in **Baden-Württemberg, Hessen** oder in den **Stadtstaaten**. Die Grünen haben bei der letzten Bundestagswahl und auch bei den Europa- und Kommunalwahlen 2004 **davon profitiert**, dass sich ein **rot-grünes Wählerlager** entwickelt hatte und es einen Austausch zwischen SPD und Grünen **zugunsten der Grünen** gab.

Bei der NRW-Wahl am Sonntag sind die Grünen hingegen **nur noch von ihrer Stammklientel** gewählt worden und erhielten im Vergleich zur Bundestagswahl 2002 ganze **420 000** und im Vergleich zur Kommunalwahl vom September letzten Jahres **260 000** Stimmen **weniger**.

Die **FDP hatte** bei der Landtagswahl 2000 ein **herausragendes** Ergebnis erzielt, weil Jürgen **Möllemann** damals die FDP aus der Umklammerung durch die Union gelöst und mit originär liberalen Themen wieder **in die Mitte** zwischen Union und SPD positioniert hatte.

Nach Möllemanns Tod ist auch die FDP wieder auf eine Art **Normalmaß** geschrumpft. Sie erhielt nicht nur im Vergleich zur letzten Landtagswahl, sondern auch verglichen mit der letzten Bundestagswahl weniger (**minus 470 000**) Stimmen.

Die **anderen** Parteien erhielten in Nordrhein-Westfalen wiederum **keinen nennenswerten Zulauf**. Dies gilt für die **PDS (0,9 Prozent)**, die nur einen Anteil wie die frühere DKP erreichte, ebenso für die **WASG (2,2 Prozent)**, die nicht von der Unzufrie-

denheit mit der SPD profitieren konnte. Hier dürfte sich auch das **eher dürftige personale Angebot** dieser Wahlalternative bemerkbar gemacht haben.

Und die Rechtsradikalen (**NPD 0,9 Prozent, Republikaner 0,8 Prozent**) haben ebenfalls trotz allen Unmuts über die Politik **nur unwesentlich mehr** Stimmen erhalten als fünf Jahre zuvor. **Allerdings** war ihr Stimmenanteil bei den **jüngeren, unter 25 Jahre alten Wählern überdurchschnittlich groß**. Das **latent vorhandene rechtsradikale Potential** bei den jüngeren Bürgern muss deshalb **permanent** beobachtet werden.

Die Wahl in Nordrhein-Westfalen war aus Sicht der Bürger an Rhein und Ruhr eher eine **normale Landtagswahl**. Zu einem **bundespolitischen Stimmungstest** ist sie erst durch die Ankündigung von Neuwahlen am Abend des Wahltags **hochstilisiert** worden. Damit hat die Wahl eine Dimension erhalten, die von den Bürgern an Rhein und Ruhr sicherlich **nicht beabsichtigt** war.

Nun aber dürfte von Nordrhein-Westfalen das Signal ausgehen, **auch die rot-grüne Ära auf Bundesebene zu beenden**. Die ersten Reaktionen der Bundesbürger auf die bevorstehenden Neuwahlen zeigen, dass die **überwiegende Mehrheit** der Bürger jetzt auch **das rot-grüne Bündnis in Berlin am Ende** sieht und mit einem **Regierungswechsel** nach der Neuwahl rechnet.

Dabei finden sich die in Nordrhein-Westfalen zu beobachtenden Einschätzungsmuster **auch auf Bundesebene**: Nur eine **Minderheit** glaubt, dass eine CDU/CSU-FDP-Regierung die Probleme im Lande **besser lösen** könnte als die jetzige Regierung. Und ebenso glauben nur **wenige**, dass Angela **Merkel** ihre Arbeit als Bundeskanzlerin **besser machen** würde als der amtierende Kanzler Gerhard **Schröder**.

Doch nach sieben Jahren des rot-grünen „Projekts“ auf Bundesebene ist der **Unmut** über das, was dieses Bündnis zustande gebracht hat, jedenfalls nach dem **Bewusstsein** vieler Bürger, so groß, dass **alle Vorbehalte gegen die Union** und die potentielle **Kanzlerkandidatin** der CDU/CSU **hintangestellt** werden: **Hauptsache, man wird rot-grün los**.

Die **Anhänger der Union** sind nach der Ankündigung von Neuwahlen **geradezu begeistert**, dass das Ende von rot-grün schon **ein Jahr früher** kommt als bisher angenommen. Die Union wird insofern wie in Nordrhein-Westfalen und bei anderen Landtagswahlen auch bei der bevorstehenden Bundestagswahl ihre Anhänger fast **vollständig zur Wahl** mobilisieren können.

Die **Anhänger der SPD** aber sind weiterhin **verzagt** und durch den Richtungsstreit innerhalb der Partei eher **weiter irritiert**. Wie schon bei den Landtagswahlen dürfte deshalb ein Teil der früheren SPD-Wähler **nicht an der Neuwahl im Bund teilnehmen**.



Vom 8. Juni bis zum 28. August in der großen Berliner „Brücke“-Präsentation in der Neuen Nationalgalerie ausgestellt: Ernst Ludwig Kirchner, Künstlergruppe, 1926-27, Öl auf Leinwand, 168 x 126 cm. Aus: Museum Ludwig, Köln.

Vor 100 Jahren gelang der „Brücke“ der Brückenschlag in die Moderne

Von DIETER STRUNZ

Es war im **Juni des Jahres 1905**, als sich vier Architekturstudenten der Technischen Hochschule **Dresden** zu einer **Künstlergruppe** zusammenschlossen. Ihre Namen: Ernst Ludwig **Kirchner**, Erich **Hekkel**, Karl **Schmidt-Rottluff**, Fritz **Bleyl**. Ihr Credo: „Jeder gehört zu uns, der **unmittelbar** und **unverfälscht** das wiedergibt, was ihn zum Schaffen drängt“.

Zu den **vier** Gründungsmitgliedern gesellten sich im folgenden Jahr Max **Pechstein** und Emil **Nolde**, 1910 dann noch **Otto Mueller**. Was sie bei aller Individualität vereinte, wurde zu einer der **wichtigsten Entwicklungen der deutschen Kunstgeschichte des vorigen Jahrhunderts**: Die „Brücke“ schaffte den **Brückenschlag in die Moderne**.

Zum **100jährigen Bestehen** der Künstlervereinigung rüstet nun **jene Stadt** zu einer großen Jubiläumsausstellung, die **neben Dresden** die größte Bedeutung für die „Brücke“ hatte: **Berlin**, das immerhin über ein **eigenes Brücke-Museum** am Bussardsteig 9 im Bezirk Zehlendorf verfügt.

Gemeinsam mit diesem und mit den Staatlichen Museen wird **vom 8. Juni bis 28. August** die Schau „**Brücke und Berlin – 100 Jahre Expressionismus**“ in der Neuen Nationalgalerie gestaltet. Man darf ihr eine **außergewöhnliche Anziehungskraft** voraussagen. Die „Brücke“ ist **populär**. Ihre Maler kennt **jeder**. Ihre Bilder sind **Glanzstücke der Museen**. Wenn es einmal zu einem Angebot

kommt, steigen Auktionserlöse in **bemerkenswerte Höhen**.

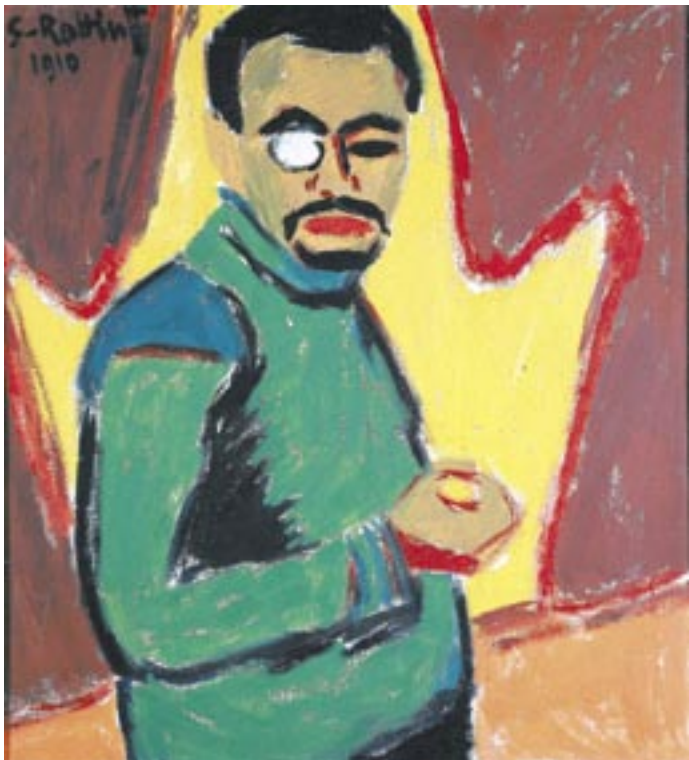
Und **viele Bilder** wie Pechsteins „Sitzendes Mädchen“, das „Selbstbildnis mit Monokel“ von Schmidt-Rottluff, Erich Heckels „Fischerkopf“, Kirchners „Der alte Bauer“ oder Emil Noldes „Mühle“ sind auf Kunstpostkarten und Kalenderblättern **viel tausendfach vervielfältigt** und gehören zum **kulturellen Gemeingut** der Nation. Mit großformatigen **Sonderbriefmarken** trug sogar die Post zur Vervielfältigung ihres Ruhms bei.

Die Mitglieder der „Brücke“ waren sich **einig im Ziel**, die **Starrheit** der akademischen Malerei unter wilhelminischer Herrschaft zu überwinden. **Kräftige, kantige Konturen, klare bis grelle Farben und der Verzicht**

auf räumliche Tiefe zeichneten ihren Stil aus. Van Gogh, Munch und Gauguin zählten zu ihren Vorbildern. In der Erneuerung des **Holzschnitts** leisteten sie **Einzigartiges**.

Landschaftsbilder, Akte und später dann **Boulevardszenen** prägten ihr Schaffen. Die **Harmonie von Mensch und Natur** wurde erstrebt. Von Dresden, dem Elbflorenz, der Stadt der vielen Brücken, zogen sie hinaus zu den Waldseen von **Moritzburg**, wo sie ihre Motive fanden, und ihre **Modelle** brachten sie zweckmäßigerweise gleich mit.

„Gemeinsam zogen wir Malersleute frühmorgens mit unseren Geräten schwer bepackt los, hinter uns die Modelle mit Taschen voller Fressalien und Getränken. Wir lebten in **absoluter Harmonie**“, erinnerte sich später Max Pechstein der glücklichen Anfangsjahre. **Nidden** auf der Kurischen Nehrung in Ostpreußen, **Prerow** auf dem Darß an der Ostsee oder **Dangast** an der Nordsee faszinierten ihren Blick und ihre Ausdruckskraft.



Ebenfalls in der „Brücke“-Ausstellung in Berlin zu sehen: Karl Schmidt-Rottluff, Selbstbildnis mit Einglas, 1910, Öl auf Leinwand, 84 x 76,5 cm. Im Besitz der Staatlichen Museen zu Berlin.



Ebenfalls in der Neuen Nationalgalerie von Juni bis August ausgestellt: Max Pechstein, Sitzendes Mädchen (Moritzburg), 1910, Öl auf Leinwand, 80 x 70 cm. Aus dem Besitz der Staatlichen Museen zu Berlin.

Die „Brücke“ war zwar **einige Jahre** ein fester Verbund, gelegentlich traten andere Maler hinzu, blieben jedoch **nicht lange** dabei. Auch die Individualisten der ersten Stunde strebten auseinander, man **entfremdete** sich, **zerstritt** sich am Ende über den Text einer Publikation.

Die letzten „Brücke“-Künstler hatten schon 1911 Dresden verlassen, das ihnen nicht das richtige Verständnis und die **ersehnte Anerkennung** entgegenbrachte. Die Metropole wurde ihr Ziel, die **Hauptstadt** Berlin, das Großstadt-Babylon. Hier entstanden **schrille Stadtporträts** wie Pechsteins „Baustelle in Schmargendorf“ von 1913 oder die eleganten **Kokotten** auf der „Berliner Straßenszene“ von Ernst Ludwig Kirchner aus dem gleichen Vorkriegsjahr.

Dass die Brücke-Künstler von den **nationalsozialistischen Kulturblockwarten** nicht ungeschoren gelassen wurden, lag auf der Hand. Als „**entartet**“ verfehmt, **verschwanden** ihre Werke aus den Sammlungen. Sie wurden **devisenbringend** im Ausland versilbert. Mühevoll und **kostspielig** war die Erneuerung der Museumsbestände nach dem zweiten Weltkrieg; viele Lücken konnten bis heute nicht geschlossen werden.

Für **Berlin** von **besonderer** Bedeutung wurde der 1884 in **Rottluff** bei Chemnitz geborene Müllerssohn Karl **Schmidt**, der **bis zu seinem Tod** 1976 eine wichtige und gefragte Persönlichkeit des Kulturlebens im Westteil der Stadt war. Ein **elder statesman der Kunst**, geachtet, hoch geehrt, im Urteil gefragt.

Auf **seine Initiative** wurde das Brücke-Museum erbaut, durch eine **großherzige Spende** des Malers überhaupt erst möglich gemacht. Er übergab als **Grundstock 74 Gemälde, Aquarelle und Tuschzeichnungen** aus fünf Jahrzehnten und vermachte auch seinen **Nachlass** der neuen Institution, die im September 1967 eröffnet worden war. Von Erich **Heckel** wurden **500 Druckgraphiken, 105 Aquarelle und Zeichnungen** gestiftet.

Aus eben dem Brücke-Museum und aus den Häusern der Stiftung Preußischer Kulturbesitz kommen **die meisten der 500 Gemälde, Aquarelle, Zeichnungen, Druckgraphiken, Skulpturen, Glasfenster und kunstgewerblichen Gegenstände**, die in der Neuen Nationalgalerie ausgestellt sein werden. Als Meisterwerke der klassischen Moderne werden sie angekündigt. Eröffnet wird die Ausstellung am 8. Juni **auf den Tag hundert Jahre** nach dem Eintritt der „Brücke“ in die Welt der Kunst.

8. Juni bis 28. August
Neue Nationalgalerie,
Kulturforum Potsdamer Platz,
Potsdamer Straße 50, 10785 Berlin,
dienstags, mittwochs, freitags
10-18 Uhr; donnerstags 10-22 Uhr;
sonnabends und sonntags 11-18 Uhr;
Tel: 266 26 51, Fax: 262 47 15,
E-Mail: nng@smb.spk-berlin.de

Plädoyer für ein Denkmal für *alle* Opfer des Nationalsozialismus

Von RAFAEL SELIGMANN

Lea Rosh hat auch ihre Verdienste. Die Initiatorin des Denkmals für die ermordeten Juden Europas hat mit ihrer **dampfwalzenhaften Energie** entscheidend dazu beigetragen, das Vorhaben eines **Monumentes** für die **Opfer der Schoah** im Herzen Berlins Wirklichkeit werden zu lassen.



Seit **Mitte Mai** ist das Stelenfeld zwischen der Neuen Reichskanzlei Adolf Hitlers und dem Brandenburger Tor für **Besucher aus aller Welt** begehbar. In einem aufwändig organisierten **Dokumentationszentrum** kann man sich darüber hinaus über den Völkermord informieren.

Nun, da das Denkmal **Wirklichkeit** ist, hebt der Chor der **Möchtegern-Intellektuellen** an, Fragen zu stellen, die jeder Vernunftbegabte bereits **von Anfang** an hätte aufwerfen müssen:

- Wozu in Deutschlands Hauptstadt ein Denkmal, wo doch hierzulande die **Originalschauplätze der Unmenschlichkeit** erhalten sind? Die ehemaligen Konzentrationslager und heutigen Gedenkstätten **Dachau, Buchenwald, Bergen-Belsen** und vor den Toren Berlins **Oranienburg-Sachsenhausen**. Und in der Stadt die **Wannseevilla**, wo der Mord an den europäischen Juden nicht beschlossen, aber **bürokratisch operationalisiert** wurde.

Nachdenklichkeit
zwischen den Stelen.

- Warum ein Denkmal **ausschließlich** für die gemeuchelten **Juden**? Weshalb nicht für **alle individuellen Opfer und Opfergruppen** der Nazis? Etwa für die ermordeten **Zigeuner** – nicht nur die **Sinti** und **Roma**, auch die **Manusch** und **Laleri** –, für die **Behinderten, Zeugen Jehovas, Demokraten, Christen, Homosexuellen, Kommunisten etc.** Sie **alle** wurden von den Nationalsozialisten in einzelne Kategorien unterteilt, mit entsprechenden farbigen Winkeln versehen, **verfolgt, misshandelt, umgebracht**. Darf ein demokratischer Staat diese nazistische **Selektionspraxis** fortsetzen und willkürlich einzelnen Opferkreisen Denkmäler **verschiedener Preis- und Größenkategorien** zuteilen?
- Ist es **sinnvoll**, für ein **weiteres** Denkmal der an zahlreichen Orten und in vielfacher Weise geehrten ermordeten Juden **mehr als 30 Millionen Euro** zur Verfügung zu stellen, während gleichzeitig das Geld fehlt, die in den letzten Jahren eingewanderten **rund einhunderttausend Juden** aus der ehemaligen **Sowjetunion** im Lande zu integrieren und so zu helfen, in Deutschland wieder eine **lebensfähige jüdische Gemeinde** aufzubauen?

Symbolhafter Schnappschuss für das Berlin von heute: Stelenfeld, erneuertes Reichstagsgebäude, aufgearbeitete Quadriga auf dem Brandenburger Tor.



- Das deutsche **Volk**, in dessen Namen das Denkmal für die ermordeten Juden erbaut worden war, wurde **dazu nicht befragt**. Alle Entscheidungen wurden **innerhalb des Förderkreises** für das Mahnmal, seiner Gliederungen und Nachfolgeorganisation sowie am Ende **vom Parlament** getroffen. Hier wird **nicht** einer Volksbefragung das Wort geschrieben. Doch ein wenig **mehr** hätte man sich um den Souverän, also die Bevölkerung, **bemühen** müssen. Stattdessen geschah das **Gegenteil**. Die Förderer schwiegen. Oder sie **provozierten** gar. Etwa mit einer Anzeigenkampagne, die dekretierte, der Holocaust habe nicht stattgefunden. So wurden **selbst Gutwillige** und Unentschiedene **verprellt**.

Diese Fragen und eine **Reihe weiterer** Tatsachenargumente waren den Abgeordneten des Deutschen Bundestages **bekannt**. Dennoch entschieden sie sich **quer durch alle Parteien** für den Bau des Mahnmals. **Nicht**, weil sie von dessen Notwendigkeit überzeugt waren. Der Berliner SPD-Parlamentarier **Richard Schröder** etwa bekannte **öffentlich**, er halte die Form des Denkmals, wohl auch das Projekt für **falsch**. Indes, Schröder und seine Kollegen votierten **für** das Stelenfeld.

Denn die Abgeordneten **fürchteten**, eine Ablehnung des Denkmals würde **im Ausland ein negatives Bild** Deutschlands zeichnen. Tenor: Ein Bundestag, der den ermordeten Juden, anders als die Vereinigten Staaten, ein Mahnmal verweigert, sei antisemitisch. Diese **vorausseilende Beschwichtigungshaltung** ist **kein** Zeichen politischer Reife.

Die Situation wird **keineswegs** dadurch besser, dass das Gros der politischen Journalisten und Feuilletonisten, also die Publizistik, aus **ähnlichen angstvollen Erwägungen** mit ästhetischen, historischen und philosophischen Begründungen in der Sache **ähnlich** argumentierte wie das Parlament.

Jetzt steht das Betonstelenfeld **inmitten** unserer Kapitale. Die Würdigungen sind gesprochen. Da fällt manchem schlaun Beobachter auf, was er **längst** wusste, jedoch um der „politischen Korrektheit“ willen, sprich aus **Feigheit**, aber nie **öffentlich** zu äußern wagte: Die Bevölkerung ist vom Denkmal keineswegs eingenommen. Im Gegenteil. Die breite **Mehrheit der Berliner** lehnt das Monument ab. Da stellt sich die Frage nach dem **Sündenbock**. Wer eignete sich dafür besser als **Lea Rosh**?

Stimmt! Die Dame Rosh war von Anbeginn die **Seele** des Mahnmalprojekts. Ohne ihre Tatkraft und Unerschrockenheit wäre das Monument **nie** entstanden. Jeder kannte die **Fixierung Lea Roshs**. Fast **niemand** stieß sich daran.

Nun, nachdem das **unnötige Denkmalprojekt** realisiert ist, geben dessen jahrelange willige Helfer **alleine** ihrer Mentorin die **Schuld**. Das Magazin der „Süddeutschen Zeitung“ charakterisierte Rosh als **„fanatisch, herrschsüchtig, einschüchternd, ignorant, unnah-**



Wurde schnell ziemlich populär: Das Stelen-Springen. Eigentlich ist es verboten. Aber viele Offizielle deuten es als Zeichen der Akzeptanz dem Monument gegenüber.

bar“. Ein leitender Redakteur der „Berliner Zeitung“ schrieb, es sei höchste Zeit, „die Hohepriesterin und Gottheit (Lea Rosh) **aus dem Tempel zu peitschen**“. Nein, mein Herr! Die Zeit des Peitschens in Deutschland muss der **Vergangenheit** angehören. Dies gilt **erst recht für Zeitungen**.

Allzu **willig**, allzu **lange** und allzu **widerspruchslos** sind Deutschlands politische und publizistische Klassen der **Holocaust-Kassandra Lea Rosh** gefolgt. Also ist man **gemeinsam** für das unnötige Denkmal verantwortlich. Nun gilt es, **das Beste aus der Situation zu machen**: „Schaden vom deutschen Volk abzuwenden“ – indem man **endlich** beginnt, um **Verständnis** für das Monument zu werben. Der erste, **entscheidende Schritt** sollte eine Umbenennung in „**Denkmal für alle Opfer des Nationalsozialismus**“ sein.

Das Technikmuseum Berlin und die Schmuckherstellung

Jahrtausendlang wurde Schmuck als Unikat **individuell** hergestellt. Erst seit 120 Jahren gibt es daneben auch Schmuck-Herstellung mit Hilfe von **Maschinen**, was auch Massenproduktionen zulässt. Zudem ist die **Kombination** von Maschinen- und Handarbeit sehr verbreitet.

Im Deutschen Technikmuseum Berlin ist ab Mitte Juni die **neu gestaltete** und um interessante Exponate bereicherte Dauerausstellung „**Schmuckproduktion**“ wieder zu sehen. Für sie wurde ein ganzes Ensemble an Maschinen und Werkzeugen für die Schmuckherstellung zusammengetragen. Manche wurden auch vor dem **Verschrotten** bewahrt, um im Museum auch **alte** Verfahrenstechniken zu dokumentieren.

Im Vordergrund stehen die Fertigungsbereiche Prägen – Pressen – Stanzen, Ziehen – Walzen, Gießen, Schleifen – Polieren, Guillochieren – Gravieren und Kettenherstellung sowie – daneben – die handwerklichen Techniken des **Goldschmiedeberufs**. Zu der höchst sehenswerten Ausstellung gehören auch **Vorführungen** mit fuß-, hand- und elektrisch betriebenen Schmuckherstellungsmaschinen.

Geöffnet Dienstag bis Freitag
9 bis 17.30 Uhr,
Samstag, Sonntag und
an Feiertagen 10 bis 18 Uhr.
Infos: www.dtmf.de

Die Parteipräferenzen im Bund

Weiter seit Wochen praktisch keine Bewegung

		SPD	CDU/CSU	FDP	Grüne	PDS
		Alle Angaben in Prozent				
Bundestagswahl*		38,5	38,5	7,4	8,6	4,0
Umfragewerte in Woche ...						
2004	39. (20.9.-24.9.)	29	39	8	12	7
	40. (27.9.-1.10.)	29	40	8	12	6
	41. (4.10.-8.10.)	31	39	8	11	6
	42. (11.10.-15.10.)	33	38	8	11	5
	43. (18.10.-22.10.)	33	38	8	12	4
	44. (25.10.-29.10.)	33	38	8	11	5
	45. (1.11.-5.11.)	32	39	8	11	5
	46. (8.11.-12.11.)	31	40	8	11	5
	47. (15.11.-19.11.)	31	38	9	11	6
	48. (22.11.-26.11.)	32	38	8	12	5
	49. (29.11.-3.12.)	33	38	8	11	6
	50. (6.12.-10.12.)	32	39	8	11	5
	51. (13.12.-17.12.)	33	40	7	10	5
	52. (20.12.-24.12.)	34	38	8	10	5
53. (27.12.-31.12.)	34	38	8	10	5	
2005	1. (3.1.-7.1.)	35	38	7	10	5
	2. (10.1.-14.1.)	35	38	8	10	5
	3. (17.1.-21.1.)	35	37	8	11	4
	4. (24.1.-28.1.)	35	37	8	11	4
	5. (31.1.-4.2.)	34	40	7	10	4
	6. (7.2.-11.2.)	33	40	8	10	4
	7. (14.2.-18.2.)	34	40	7	9	4
	8. (21.2.-25.2.)	32	42	7	8	5
	9. (28.2.-4.3.)	31	43	7	8	5
	10. (7.3.-11.3.)	31	44	7	8	4
	11. (14.3.-18.3.)	29	46	7	9	4
	12. (21.3.-25.3.)	28	46	8	8	5
	13. (28.3.-1.4.)	28	46	8	8	5
	14. (4.4.-8.4.)	28	46	7	8	5
	15. (11.4.-15.4.)	28	46	7	9	5
	16. (18.4.-22.4.)	28	46	7	8	5
	17. (25.4.-29.4.)	29	45	8	8	5
	18. (2.5.-6.5.)	28	45	8	8	5
	19. (9.5.-13.5.)	28	46	9	8	4
	20. (16.5.-20.5.)	28	45	9	8	5

Das forsa-Institut ermittelte diese Werte durch **wöchentliche** Befragung von in der Regel **rund 2500** wahlberechtigten Deutschen.

* Amtliches Endergebnis der Bundestagswahl vom 22. September 2002

Quelle: forsa



Michael Rogowski, hier beim HAUPTSTADTBRIEF-Interview, Jahrgang 1939, diplomierte(r) Wirtschaftsingenieur, war lange Jahre Vorstandsmitglied der Voith AG in Heidenheim, deren Aufsichtsrat er heute leitet. Mit rund 30 000 Beschäftigten bei 3,3 Milliarden Euro Umsatz an weltweit 200 Standorten, darunter 38 in Nordamerika, gehört der Hersteller von Papier-, Antriebs-

und Energietechnik sowie Anbieter von Industriedienstleistungen zu den größten Familienunternehmen Europas. Von 2001 bis Anfang 2004 war Rogowski Präsident des Bundesverbandes der Deutschen Industrie (BDI), in dessen Auftrag der begeisterte Sportler jetzt das Engagement der deutschen Wirtschaft bei der Fußball-Weltmeisterschaft 2006 in Deutschland koordiniert.

„Deutschland – Land der Ideen“. Eine Nation zwischen Franz Beckenbauer und Karl Marx

HAUPTSTADTBRIEF-Interview: Klaus Wirtgen befragte Michael Rogowski

DER HAUPTSTADTBRIEF: Deutschland trägt im nächsten Jahr die Fußball-Weltmeisterschaft aus. Sie sind der Beauftragte der deutschen Industrie, die dieses Ereignis nutzen möchte, ihren Ruf über alle Kontinente hinweg zu festigen und zu verbessern. Welches Bild von Deutschland soll vermittelt werden?

Rogowski: Im nächsten Jahr werden mehrere Milliarden Köpfe nach Deutschland schauen, die meisten via TV, aber wir erwarten auch eine Million Gäste. Deshalb lassen wir beim Bundesverband der Deutschen Industrie (BDI) dieses Großereignis nicht vorüber gehen, ohne für Deutschland zu werben. Einmal gilt es, gegen die ziemlich trostlose Stimmung in Deutschland anzugehen ...

Frage: Ist das so?

R.: Leider ja. Das drückt sich nicht zuletzt auf den Sparkonten der Bürger aus. Es ist aber nicht so, dass die Leute kein Geld haben, sondern sie haben Angst es auszugeben. Seit 2000 steigt die private Sparquote unaufhörlich.

Frage: Also mit Franz Beckenbauer und Soccer für ein besseres Deutschland-Bild?

R.: Ja. Wir wollen zu positiver Stimmung beitragen. Die deutsche Wirtschaft wird selbstbewusst zeigen, warum sie trotz aller ökonomischer Schwierigkeiten Exportweltmeister ist. Deutschland ist ein Riesensmarkt im Zentrum Europas. Deutschland hat ein

hervorragendes Netzwerk aus Wissenschaft, Bildung und Wirtschaft, das sich in dieser Dichte in keinem anderen Land findet. Und Deutschland hat viele hidden champions, die irgendwo hinter den sieben Bergen bei den sieben Zwergen Hervorragendes leisten.

Nirgendwo auf der Welt gibt es so viele mittelständische Weltmarktführer, mit denen sich manch ein global player gerne verbünden würde. Zugleich wollen wir im Ausland ein freundliches Bild bei denen erzeugen, die auf Deutschland schauen und sich ein Urteil von unserem Land machen wollen. Denjenigen, die meinen, bereits ein Bild von Deutschland zu haben, wollen wir gerne helfen, ihr Bild zu korrigieren. Wir wollen beispielsweise überbringen, dass Deutschland nicht nur aus Perfektionisten besteht, sondern auch Seele hat.

Frage: Welche Rolle kommt dem Staat bei der Nutzung des WM-Events zu und was will und kann die Wirtschaft selber leisten?

R.: Wir haben uns gemeinsam – Staat und Wirtschaft – darauf geeinigt, dass wir dieses Projekt in fachmännische Hände legen. Deshalb haben wir eine Gesellschaft mit einem qualifizierten Geschäftsführer gegründet, die „I. FC Deutschland 06 GmbH“. Sie wird eine große Kampagne unter dem Titel „Deutschland – Land der Ideen“ steuern. Die Kampagne ist in einem Wettbewerb aus guten Beiträgen von insgesamt drei Agenturen entwickelt worden. Mit Bundeswirtschaftsminister Clement und den Trägern dieser Kampagne aus der Wirtschaft haben wir vereinbart, dass „Deutschland – Land der Ideen“ mit der sehr erfolgreichen Standortkampagne „Invest in Germany“ kooperiert.

Frage: Großer Nutznießer der Fußball-WM 2002 war Südkorea, obwohl viele Spiele, darunter das Finale, in Japan ausgetragen wurden. Der Aufschwung südkoreanischer Unternehmen wie Samsung und Hyundai ist eng mit dem Erfolg der WM verbunden. Lässt sich die deutsche Wirtschaft vom Ehrgeiz der Südkoreaner anstecken oder hat das die Bundesrepublik als etablierte Industrienation nicht nötig?

R.: Sie hat es vielleicht nicht so nötig wie Korea. Aber nötig haben wir es immer. Wir sind eine Ex-

portnation, liefern ein Drittel unseres Bruttoinlandsproduktes in andere Länder. Viele Unternehmen wie z. B. mein eigenes, die Voith AG in Heidenheim, haben Exportquoten von 80 Prozent. Deswegen müssen wir dieses Großereignis nutzen, um für Deutschland Werbung zu betreiben.

Wir sind spät dran, da besteht kein Zweifel. Wir werden im Herbst mit einer Vielzahl von Projekten beginnen, die alle noch vorzubereiten sind. Und wir werden hoffentlich auch die Zeit nach der WM nutzen, um dieses Motto „Deutschland – Land der Ideen“ noch für andere sportliche Ereignisse zu nutzen. Generell stelle ich mir die Fußball-WM 2006 vor als Batterie zum Aufladen des „made in germany“.

Frage: Was soll die Botschaft „Land der Ideen“ vermitteln?

R.: Deutschland ist Ideenweltmeister. In vielen Bereichen verfügen die Deutschen nicht nur über hervorragendes Wissen, sondern auch über erstklassige Produkte. Wir müssen allerdings noch mehr unserer guten Ideen auch im eigenen Land umsetzen.

Frage: Die Chinesen werben für die nächsten olympischen Sommerspiele in Peking bereits heute mit dem Slogan „Grüne Olympiade“. Dahinter steht keine Idee, sondern eine anspruchsvolle Selbstverpflichtung. Das Land, das bisher als Weltmeister der Umweltverschmutzung galt, will sich als ökologisches Musterland darstellen. Hat Deutschland Hemmungen oder Angst, sich in ähnlicher Weise zu konkreter Leistungsfähigkeit zu verpflichten?

R.: Nein. Wenn wir sagen „made in germany“ – „Deutschland – Land der Ideen“, dann ist das auch eine Verpflichtung für die Wirtschaft. Wir brauchen nicht ein Motto wie „Deutschland – das grüne Land“ oder die „grüne WM“, weil Deutschland grün ist.

Frage: Wie erklären Sie, dass bei der WM 2006 vor allem ausländische Konzerne wie Coca Cola, Hyundai, die Fluglinie The Emirates als Hauptsponsoren auftreten, während erste deutsche Adressen wie Daimler Chrysler und Lufthansa nicht mit dem WM-Logo werben oder als WM-Carrie in der Luft oder auf dem Boden auftreten dürfen?

R.: Es ist natürlich schade, dass viele FIFA-Projekte an Deutschland vorbei gegangen sind. Es entzieht sich im einzelnen meinem Urteil, ob es an den Kosten lag oder langfristige Verträge schon im Zusammenhang mit asiatischen, japanischen oder olympischen Spielen abgeschlossen wurden. Ich sehe es mal positiv und sage: die vielen Firmen, die jetzt im Rahmen des FIFA-Sponsoring nicht so richtig zum Zuge kommen, haben die Gelegenheit über die Kampagne „Deutschland – Land der Ideen“ auf sich aufmerksam zu machen.

Frage: Mangelt es nicht stärker an Umsetzungen als an Ideen?

R.: Sie haben zweifellos recht: Die Idee ist zwar die Mutter allen Fortschritts, aber erst die Umsetzung entscheidet über den wirtschaftlichen Erfolg. Dennoch brauchen wir eine Botschaft, die Emotionen weckt.

Frage: Einspruch: Wenn Deutschland sich beispielsweise bei der WM dargestellt hätte als das Land, dessen Industrie den gesamten Transport- und Logistikbereich mit alternativ angetriebenen Fahrzeugen, vom Omnibus bis zum PKW, bewältigt, hätte

es die in Sonntagsreden immer wieder beschworene Formel „Vereinigung von Ökonomie und Ökologie“ endlich mal vorleben können. Oder?

R.: So etwas könnte ja ein Projekt im Rahmen des „Deutschland – Land der Ideen“ sein. Das muss aufgeladen werden durch die Firmen, die bei diesem Thema mitmachen. Ich glaube, dass Deutschland beim Thema alternative Energien durchaus etwas bieten kann, von der Brennstoffzelle bis zur Solartechnik.

Frage: Eine große Automobilfirma, die früher mit „made in germany“ geworben hat, verkündet heute „powered by BMW“. Tun wir uns in einer globalisierten Welt schwerer zu punkten als früher mit dem „made in germany“?

R.: Ja und nein. Wir sind nicht umsonst Exportweltmeister. Da spielt das „made in germany“ nach wie vor eine große Rolle. Wir stehen einerseits für Qualität, als auch für die Fähigkeit, komplexe Technologien miteinander zu verknüpfen. Wir stehen für intelligente Ausnutzung von verschiedenen Materialien, wir stehen nicht unbedingt für Computertechnologie.



Michael Rogowski beim HAUPTSTADTBRIEF-Interview.

Frage: Und das weiß die Welt?

R.: Das weiß die Welt, behaupte ich mal. Sonst würden sie unsere Produkte nicht kaufen. Andererseits produzieren immer mehr Firmen Produkte, die nicht mehr komplett aus Deutschland stammen. „Engineered in germany“ wäre manchmal richtiger als „made in germany“. Und es gibt globale player, die – wie Daimler/Chrysler – zeigen wollen, dass die ganze Welt ihr Wertschöpfungsland ist und daher mit „made by Daimler/Chrysler“ werben.

Frage: Wie viel Geld gibt die Wirtschaft für die WM-Kampagne aus?

R.: Wir haben uns zu Beginn in Diskussionen mit der Regierung darauf verständigt, dass wir je 10 Millionen Euro in dieses Projekt stecken wollen. Wir gehen davon aus, dass durch Zusammenarbeit mit den Medien ein Multiplikatoreffekt entsteht, so dass wir am Ende das Volumen von 20 Millionen deutlich überschreiten werden.

Frage: Ist das nicht ein bisschen wenig? Jede der 14 Firmen, die als Hauptsponsor mit dem WM-Logo werben darf, musste dafür rund 40 Millionen Euro Einstand auf den Tisch blättern.

R.: Wir sind uns mit unseren Partnern aus der Wirtschaft einig, dass zehn Millionen vergleichsweise wenig Geld sind. Deswegen werden wir alles daran setzen, noch mehr Töpfe anzupapfen. Und wir müssen Projekte anbieten, die sich selbst multiplizieren. Ich denke an große Acryl-Skulpturen, die symbolisch stehen für bestimmte innovative deutsche Leistungen, vom Auto bis zur Aspirin-Tablette.

Diese Objekte werden wir an prominenten Stellen präsentieren, etwa am Pariser Platz in Berlin. Wir gehen davon aus, dass sich darauf die Kameras von Besuchern und TV-Sendern richten und dann die Botschaft von deutschen Ideen und Leistungen in die Welt tragen. Diesen Zusatznutzen haben wir fest einkalkuliert.

Frage: Alles Wünsche, Hoffnungen, Erwartungen.

R.: Ich bin überzeugt, dass unsere Firmen dieses Großereignis unbedingt nutzen werden. Alle Großen sind bereit mitzugehen. Die meisten Firmen wollen allerdings vorrangig im Ausland positive Signale setzen.

Frage: Immerhin hat sich der Bundespräsident zum Schirmherren der Kampagne nominieren lassen. Darf er auch von der Wirtschaft so etwas wie patriotisches Engagement erwarten?

R.: Das patriotische Engagement der Wirtschaft in Form von Arbeitsplätzen in Deutschland ist seit langem gegeben und auch unter widrigen Umständen durchgehalten worden. Insbesondere von den vielen Mittelständlern, die sich nur begrenzt im Ausland engagieren können. Dass wir als Exportland auch im Ausland investieren und dort neue Märkte erschließen müssen, liegt auf der Hand. Der Patriotismus kann nicht so weit gehen, dass Unternehmen pleite machen – und ich kenne etliche, die pleite gemacht haben, weil sie vor lauter Patriotismus vergessen haben, nach ihrer Portokasse zu schauen.

Frage: Bislang hat Deutschland ja noch nicht viel Werbung für das Weltereignis gemacht. Dafür beginnt jetzt eine heftige Debatte über den Kapitalismus und die Rolle von Unternehmen, die hohe Gewinne einstreichen und dafür immer mehr Leute entlassen. Welche Auswirkungen haben diese Diskussionen auf das Deutschlandbild?

R.: Ich befürchte: Verheerende Auswirkungen; ich spüre das, wenn ich für unser WM-Projekt werbe. Ich werde in Firmen gefragt, warum sollen wir noch antreten und für Deutschland Werbung machen, wenn wir so mit Füßen getreten werden. Was soll das Ausland von uns Deutschen denken, wenn auf dem Kapitalismus, den es bei uns ja gar nicht gibt – wir haben die sozialste Marktwirtschaft der ganzen Welt – so herumgetrampelt wird. Und wenn wir Unternehmer am Schluss nur noch Heuschrecken sind, die über das Land hinweg fegen und es abnagen. Wer so spricht ...

Frage: ... Sie meinen den SPD-Vorsitzenden Franz Müntefering ...

R.: ... dem sage ich, dass ich mehr Angst vor dem Raubtier Sozialismus habe als vor den Heuschrecken, die aus dem Ausland kommen. Diese Heuschrecken aus dem Ausland investierten in Europa in den letzten Jahren immerhin so viel, dass sie 4,5 Millionen neue Arbeitsplätze geschaffen haben, abgesehen von den Millionen, die sie gerettet haben. Abgesehen davon, dass sie Kapital mitbringen, das uns an vielen Ecken fehlt, halte ich diese Diskussion für völlig verfehlt und schädlich.

Frage: „Deutschland – Land der Ideen“ – Karl Marx war ein deutscher Philosoph. Hat Müntefering einen ideologischen Exportschlager neu entdeckt?

R.: Ich kann nicht ausschließen, dass im Ausland irritiert gefragt wird, was hier in Deutschland eigentlich passiert. Ist diese Debatte nur in der NRW-Wahl begründet oder tun sich hier fundamentale Abgründe auf, die eine Wiederbelebung der Kapitalismus-Sozialismus-Diskussion in unserem Land zur Folge haben?

Frage: Sie meinen die Unternehmen?

R.: Ja. Bei mir überwiegt allerdings die Sorge, dass die Geister, die Müntefering gerufen hat, plötzlich wach werden. Schon werden in der SPD erste Arbeitskreise gegründet, die nach konkreten Möglichkeiten suchen, wie man diesen Kapitalisten und Heuschrecken Fesseln anlegen kann. Ich nenne nur einige Themen: Mindestlöhne, Mindeststeuer, Mitbestimmung, Wiederbelebung der Vermögenssteuer, die Frage der Erbschaftssteuer. Alles Themen, die



Auch dieses Foto entstand beim HAUPTSTADTBRIEF-Interview. Insgesamt „schoss“ unser Fotograf Aris 60 mal.

Frage: Ist Ihnen diese Frage aktuell von Geschäftspartnern aus dem Ausland gestellt worden?

R.: Ja, aus dem Ausland und aus dem Inland.

Frage: Rechnen Sie mit einer ernstzunehmenden fundamentalen Kritik an unserem Wirtschaftssystem?

R.: Das ist für mich noch die große Frage. Wäre es nur Wahlkampfgetöse gewesen, hielte ich die Debatte für niederträchtig, weil sie sich nur auf den Schultern einer Gruppe dieser Gesellschaft abspielt, die in diesem Land viel geleistet hat.

Gift sind für die Wirtschaft, nicht nur für inländische, sondern auch für ausländische Investoren.

Frage: Wie beurteilen Sie die Reaktionen der Parteien insgesamt auf Münteferings Vorschlag?

R.: Das ist natürlich eine Frage des Naturells. Ich bin für Gegenangriff. Man kann sich nicht so schlagen lassen und hält dann noch die andere Wange hin. Wir haben gute Gründe, den Kapitalismus – der heißt bei uns soziale Marktwirtschaft – mit aller Kraft zu verteidigen. Ich hätte erwartet, dass die Union als Partei Ludwig Erhards, die für die soziale Marktwirtschaft in besonderer Weise steht, viel

vehementen gegen Münteferings Ausfälle auftritt, als sie das tut.

Frage: Immerhin muss die Christlich Demokratische Union beachten, dass der verstorbene Papst Auswüchse des Kapitalismus noch schärfer gegeißelt hat als Franz Müntefering und ein prominenter Unternehmer wie Porsche-Chef Wendelin Wiedeking Verständnis für die Thesen des SPD-Vorsitzenden geäußert hat.

R.: Der Papst hat nicht von Heuschrecken gesprochen und hat Unternehmer auch nicht asozial genannt. Der Papst hat verlangt, dass es für den Kapitalismus auch Werte geben muss. Das ist völlig richtig. Es gibt immer schwarze Schafe in jeder Gruppe der Gesellschaft, bei den Bürgern, bei den Unternehmen und bei den Politikern. Dass wir Unternehmer-Kollegen haben, die sich wichtig tun und sich aufspielen in einem solchen Zusammenhang – damit müssen wir leben.

Frage: Auf der anderen Seite gibt es ein Beispiel in Gestalt des Vorstandsvorsitzenden der Deutschen Bank, Joseph Ackermann, der mit seinen Äußerungen über Gewinnmargen und Personalabbau Öl ins Feuer gegossen hat.

R.: Die Kommunikationspolitik der Deutschen Bank war miserabel, da besteht kein Zweifel. Aber im Gegensatz zu Münteferings Beschimpfungen sind die Äußerungen von Herrn Ackermann nicht standortschädlich gewesen für Deutschland. Im Gegenteil. Herr Ackermann ist immerhin bemüht, aus einer Deutschen Bank, die noch immer nur auf dem 10. Platz der Rangliste der großen Banken steht, ein ordentliches Bankinstitut zu machen, das seinen Standort in Deutschland behält.

Frage: Mit welchen konkreten Auswirkungen der Debatte rechnen Sie auf die Wirtschaft?

R.: Ich befürchte, dass noch mehr Unternehmer still und leise ihren Hut in Deutschland nehmen und ihre Investitionen im Ausland tätigen werden.

Frage: Haben Sie ein Beispiel dafür?

R.: Ich habe noch kein Beispiel dafür, aber ich habe Äußerungen dazu. So schnell geht das ja auch nicht. Ich befürchte, dass noch mehr ausländische Investoren einen Bogen um Deutschland machen.

Deswegen kann ich nur an Herrn Müntefering und die SPD appellieren, diese Diskussion ganz schnell zu beenden und sich mit uns an den Tisch zu setzen. Wir müssen gemeinsam, Politik und Wirtschaft, darüber diskutieren, was wir tun müssen, damit wieder mehr Wertschöpfung aus Deutschland kommt.

Frage: Auch mehr Arbeitsplätze? Können Sie sich einen Beschäftigungspakt nach dem Muster des Ausbildungspaktes vorstellen mit konkreten Zielabsprachen über Arbeitsplätze?

R.: Wir haben kürzlich im BDI-Präsidium ausführlich über die Kapitalismus-Kritik diskutiert. Die Verärgerung war groß, die Reaktionen je nach Mentalität des Einzelnen unterschiedlich. Aber es kam immerhin zu einem klaren, konstruktiven Votum, ein „Wertschöpfungs-Bündnis“ vorzuschlagen. Wir wollen gemeinsam prüfen, wie wir Wertschöpfung in Deutschland halten und wie wir mehr Wertschöpfung nach Deutschland holen können. Das bedeutet ganz klar auch mehr Arbeitsplätze.

Frage: Ist da über Zahlen geredet worden?

R.: Nein, überhaupt nicht. Nicht mal über konkrete Inhalte.

Frage: Auch EU-Kommissar Verheugen sagt ja, dass 15 Jahre nach dem Ende der System-Diskussion Ost-West jetzt EU-weit diskutiert werden müsse, was der Kapitalismus darf und was er nicht darf. Was sagen Sie dazu?

R.: Ich habe die große Sorge, dass wir als Ausweichmanöver für mangelnde politische Handlungsfähigkeit jetzt eine Grundsatz-Ersatzdiskussion über den Kapitalismus auslösen. Wir waren uns doch alle einig, einschließlich Herrn Verheugen, dass sich für Europa das Kernproblem einer mangelhaften internationalen Wettbewerbsfähigkeit infolge bürokratischer Lasten stellt. Wir haben in Europa keinen überschäumenden Kapitalismus. In den USA reicht der Kapitalismus viel weiter als bei uns, hat aber dort zu wesentlich niedrigeren Arbeitslosenzahlen und zu wesentlich höherem Wohlstand geführt.

Frage: Die EU hat es bisher nicht geschafft, sich gemeinsame Standards in der Steuer- und Sozialpolitik zu geben. Man hatte darauf gehofft, mit Wettbewerb und Freihandel als wichtigsten Kriterien

Europa zusammen wachsen zu lassen. Verändert die aktuelle Kapitalismus-Diskussion diese Prioritäten?

R.: Das sehe ich anders. In den vergangenen Jahren wurden, vor allem in Europas größten Volkswirtschaften Frankreich und Deutschland, Themen wie Verbraucherschutz, soziale Ausgewogenheit, Ökologie, Umweltschutz nach vorne gerückt. Die Ökonomie stand eher im Hintergrund. Erst im Zusammenhang mit dem sogenannten Lissabon-Prozess haben wir Europäer festgestellt, dass wir mit diesen Prioritäten niemals das Ziel erreichen werden, bis 2010 als Region wettbewerbsfähig gegenüber den USA zu werden. Deswegen haben wir Ökonomie und Wettbewerbsfähigkeit eine größere Dominanz beigemessen. Von daher wäre ich sehr enttäuscht, wenn in Europa plötzlich ein Rückfall in die Sozialismus-Diskussion stattfände.

Frage: Wie erklären Sie sich zur Zeit den wachsenden Widerstand gegen die Erweiterung der EU und zugleich heftige Debatten um die Vertiefung der Gemeinschaft, siehe die französische Opposition gegen die EU-Verfassung?

R.: Wir haben sicher den Fehler gemacht, die horizontale Erweiterung vor die vertikale Vertiefung zu setzen. Vor der Erweiterung hätten wir die Entscheidungsprozesse in Brüssel so stabil gestalten müssen, dass die EU auch mit zusätzlichen Mitgliedstaaten noch handlungsfähig ist. Nun ist es aber so, wie es ist und wir müssen aus der Erweiterung das Beste machen. Die Erweiterung hat uns ja auch große Vorteile beschert. Es sind große Märkte entstanden, die unsere Produkte nachfragen und uns die Möglichkeit bieten, dort preisgünstige Kapazitäten aufzubauen. So können wir noch einigermaßen wettbewerbsfähig anbieten.

Die Bürger sind ja mindestens so sehr Kapitalisten wie die Unternehmer es sind. Die wollen doch alle preisgünstig einkaufen. Wer kauft denn einen VW-Golf, der in Deutschland zu 100 Prozent hergestellt 33 400 Euro kostet, im Vergleich zu einem Preis von 17 000 Euro für einen Golf, der teilweise im Ausland gefertigt wird. Jedenfalls lösen wir diese Probleme nicht durch eine neue Kapitalismus-Kritik.



Frage: Warum werden Ihnen diese Thesen von vielen nicht abgenommen?

R.: In Deutschland wird mir das natürlich nicht abgenommen, wenn es Menschen gibt wie Münterfering, die nur Emotionen schüren, sich aber nicht mit den Fakten auseinander setzen. Und Fakt ist in Deutschland, dass wir eine Staatswirtschaft haben, in der ungefähr 50 Prozent des Bruttosozialproduktes durch irgendeine staatliche Maschinerie getrieben wird. Das hat uns an die Belastungsgrenzen geführt und teilweise darüber hinaus. Hingegen sind Nationen, die es gewagt haben, mehr Freiheit und Selbstverantwortung ihren Bürgern zuzumuten, viel weiter gekommen.



E-Meile: Berlins Pracht-Boulevard „Unter den Linden“ im Zeichen des Einstein-Jahrs.

Zwei Höhepunkte des Albert-Einstein-Jahrs in und rund um Berlin

- **Ausstellung: „Albert Einstein – Ingenieur des Universums“** im Kronprinzenpalais
- **Kunstprojekt: „Einstein Spaces“** – von neun Künstlern an neun Orten in Berlin, Potsdam und Caputh

Als **zentrale Ausstellung** im Einstein-Jahr 2005 präsentiert die Max-Planck-Gesellschaft im **Kronprinzenpalais** Unter den Linden seit dem 16. Mai und noch **bis zum 30. September 2005** „**Albert Einstein – Ingenieur des Universums**“.

Entwickelt vom Berliner Max-Planck-Institut für **Wissenschaftsgeschichte** unter Leitung von Professor Jürgen **Renn** will sie die von Einstein ausgelöste **wissenschaftliche Revolution** und den **Menschen** Einstein als wohl **bedeutendsten** Wissenschaftler des 20. Jahrhunderts und als **herausragende** Person der Zeitgeschichte einem **breiten** Publikum vorstellen und vermitteln.



Das „Leitmotiv-Foto“
der Ausstellung
„Albert Einstein –
Ingenieur des Universums“.

1905 veröffentlichte Albert Einstein **fünf** wissenschaftliche Arbeiten, die das Weltbild der Physik **grundlegend verändern** sollten. Seine spezielle **Relativitätstheorie revolutionierte** unsere Vorstellung von Raum und Zeit, die Formel $E = mc^2$ wurde zur **bekanntesten** Gleichung der Physik.

Die Ausstellung veranschaulicht sowohl den **Wandel** historischer Weltbilder als auch die **Bedingungen** der Wissenschaftsentwicklung. Zugleich wird der **verschlungene Lebensweg** Albert Einsteins vor dem Hintergrund der politischen und gesellschaftlichen Umwälzungen seiner Zeit beleuchtet.

Dieser **Brückenschlag zwischen Wissenschafts- und Kulturgeschichte** ermöglicht es den Besuchern, die Biographie Einsteins in einer Weise zu sehen, die **über das traditionelle Bild** des genialen Wissenschaftlers hinausgeht. Entsprechend gliedert sich die Ausstellung in **drei Stationen**: „Weltbild und Erkenntnis“, „Einstein – der Lebensweg“ und „Einsteins Welt heute“.

Ein **multimediales Programm** ermöglicht es den Besuchern, sich **interaktiv** mit den Ausstellungsgegenständen zu befassen. Je nach **Bedarf** können sie vertiefende Informationen abfragen. Im Rahmen des Portals „**Living Einstein**“ soll dazu eine „**Ausstellung ohne Wände**“ entstehen, so dass Objekte, Dokumente, Simulationen und Kommentare **weltweit im Internet zugänglich** gemacht werden.

Die Ausstellung wurde gefördert durch das Bundesministerium für **Bildung und Forschung**, die **Kulturstiftung des Bundes**, die Deutsche **Klassenlotterie** sowie durch die Konzerne **Siemens** und **BASF**. Mit einer großzügigen Unterstützung der Heinz **Nixdorf Stif-**

ung wurde das Online-Programm der Ausstellung realisiert. Projektpartner sind die **Hebräische Universität** Jerusalem, das **Deutsche Museum** München und die **Universität Pavia**.

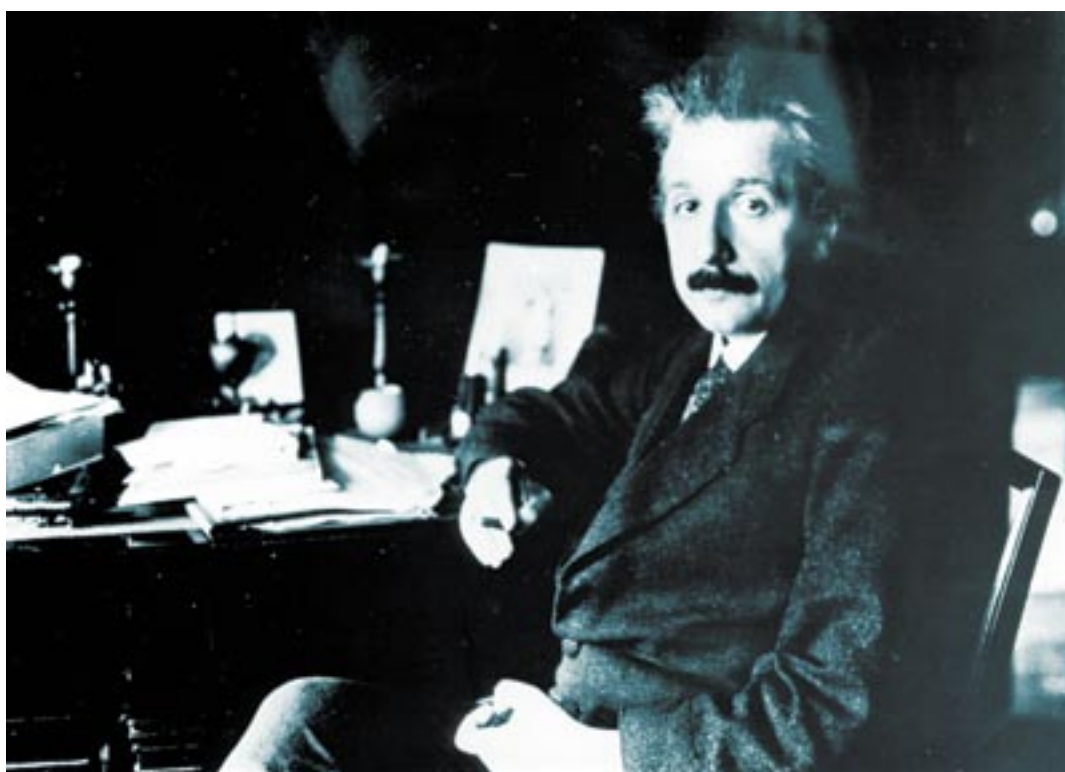
In enger **Kooperation** mit der Ausstellung im Kronprinzenpalais werden **weitere** Einsteinprojekte in Berlin und Potsdam veranstaltet. So wird von der „Stiftung Neue Synagoge – **Centrum Judaicum**“ in der Oranienburger Straße ebenfalls noch bis zum 30. September 2005 die Ausstellung „**Relativ jüdisch: Albert Einstein – Jude, Zionist, Nonkonformist**“ gezeigt.

Ein besonderes Kunstprojekt präsentiert das **Potsdamer Einsteinforum** zum Abschluss der Ausstellungsreihe des Einsteinjahrs: Vom **4. September** bis zum **30. Oktober** werden unter dem Titel „**Einstein Spaces**“ **neun** Orte in **Berlin, Potsdam** und **Caputh** vorgestellt, die in Einsteins Leben eine bedeutende **Rolle** gespielt haben.

Neun internationale Künstler gehen direkt an die **Schauplätze von Einsteins Leben** in seinen Berliner Jahren: in der Liebe, der Wissenschaft, der Politik und der deutschen Geschichte. Dies sind die Staatsbibliothek Unter den Linden, das Magnus-Haus, das ARD-Hauptstadtstudio, die Philharmonie, die Archenhold-Sternwarte, die Neue Synagoge, Einsteins Berliner Privatwohnung in der Kurfürstenstraße, das Observatorium auf dem **Potsdamer** Telegraphenberg und sein Sommerhaus in **Caputh**.

Mit ihren Geschichten bilden die ausgewählten Orte den Rahmen der künstlerischen Eingriffe, die **neue Interpretationen** und **Sichtweisen** auf die Vergangenheit und Gegenwart eröffnen. Das Projekt „Einstein Spaces“ erinnert an die Vergangenheit, indem die Gegenwart **neu erfunden** wird.

Tobias v. Schoenebeck



Albert Einstein am Schreibtisch einer seiner Berliner Mietwohnungen. Hier in der Haberlandstraße 5 in Berlin-Schöneberg, 1929.

Berlin spart heftig, muss aber doch auf Teil-Entschuldung durch den Bund hoffen

Von Dr. JOACHIM RIECKER

Es war eine jener Zusatzbemerkungen, die ein Politiker eigentlich **nicht** machen darf: Seine Verwaltung werde auf eine **weitere** Erhöhung der Kita-Gebühren **verzichten**, sagte Berlins Finanzsenator Thilo **Sarrazin** (SPD) im Frühjahr bei der Vorstellung seiner Finanzplanung für die nächsten Jahre. Und er fügte dann – **das eben ist es** – den Satz hinzu: „**Jedenfalls bis nach der Wahl.**“



Auch wenn Senatsprecher Michael **Donnermeyer**, der direkt neben Sarrazin saß, diese Einschränkung gar nicht komisch fand, stand Berlins oberster Kassenwart doch zu seinen Worten. „**Ich wollte jetzt nicht zu wohlwollend klingen**“, sagte er später zur Erklärung.

Sarrazin **pfl egt sein Image** als **knall harter** Sanierer von Berlins maroden Finanzen **gerne öffentlich**. Denn er ist überzeugt, dass er **nur auf diese Weise** bei seiner **Herkulesaufgabe** Erfolg haben kann.

Erstaunlicherweise sind dem rot-roten SPD-PDS-Senat seit der Regierungsübernahme im Herbst 2001 unter Sarrazins Ägide **erste finanzpolitische Erfolge** gelungen. Wichtiges Kriterium dafür ist die Entwicklung des **Primärdefizits**, also das Verhältnis von Ausgaben zu Einnahmen ohne Zinszahlungen und einmalige Vermögensverkäufe.

**Pfl egt sein Image
als knall harter Sanierer:
Berlins Finanz-Senator
Thilo Sarrazin (SPD).**

Nachdem das Primärdefizit **2001 noch bei 3,7 Milliarden Euro** lag, konnte es bis zum vergangenen Jahr auf **knapp 1,3 Milliarden Euro** mehr als halbiert werden. Für **2006** plant Sarrazin – ohne Zinszahlungen – einen Ausgabenüberschuss von nur noch **700 Millionen Euro**. Und **2007** will er bereits einen **Primärüberschuss** von 30 Millionen Euro erreichen.

„Die schwarze Null 2007“, so der Finanzsenator, „ist und bleibt das **zentrale finanzpolitische Ziel** dieser Legislaturperiode. Daran lassen wir uns messen – auch mit Blick auf unsere **Klage** beim Bundesverfassungsgericht in Karlsruhe.“

Berlins Landesregierung ist überzeugt, dass Berlin **nur dann** eine Chance auf Entlastung bei seinen **Altschulden** hat, wenn die Stadt nachweisen kann, dass sie bei den **laufenden** Einnahmen und Ausgaben – ähnlich dem operativen Geschäft eines Betriebs – **nicht mehr über ihre Verhältnisse** lebt. „Niemand hilft uns“, so Sarrazin, „wenn wir 25 Prozent mehr einnehmen als der Bundesdurchschnitt, aber 50 Prozent mehr ausgeben.“

Ohne eine durch das Bundesverfassungsgericht angeordnete **Teilentschuldung** durch den Bund – etwa durch eine Übertragung von Berliner Verbindlichkeiten in den „**Erblastentilgungsfonds**“ der ehemaligen DDR – dürften die jährlichen Zinszahlungen des Senats **spätestens 2009 die Drei-Milliarden-Grenze** überschreiten.

Erreicht wurden die bisherigen Sanierungserfolge durch einen **harten Sparkurs**, der nach Sarrazins Worten „**an die Schmerzgrenzen und darüber hinaus geht**“. Durch den **Solidarpakt im öffentlichen Dienst** – nach dem Prinzip: geringere Arbeitszeit gegen Gehaltskürzung – spart Berlin beispielsweise **jedes Jahr 500 Millionen Euro** an Personalkosten.

Und während die Gebühren für die Kindertagesstätten **zum Teil drastisch erhöht** wurden, **sanken** die Zuschüsse für die **drei Berliner Opern**, die **Hochschulen** und den **öffentlichen Nahverkehr**, wo Streckenstreichungen die Folge waren. Auch die **Investitionen** werden immer **weiter zurückgefahren**, was sich nicht zuletzt an **tiefen Schlaglöchern** auf Straßen selbst in unmittelbarer Nähe des Bundestags zeigt. Erschwert wird die Konsolidierung durch die jüngste **Steuerschätzung**, wonach Berlin bis zum Jahr 2009 **Steuerausfälle** in Höhe von **1,1 Milliarden Euro** drohen.

Blickt man auf die aktuellen Haushaltszahlen, wird allerdings deutlich, dass es vor allem die **finanzpolitischen Sünden der 90er Jahre** sind, für die Berlin **noch immer bluten** muss. Mehr als **4,8 Milliarden Euro** muss der Senat in seinem Doppelhaushalt 2004/05 allein für **Zinszahlungen** ausgeben. **Weitere 3,7 Milliarden Euro** werden für **zinsähnliche Verpflichtungen** fällig, etwa für die viel zu spät reduzierte **Wohnungsbauförderung** oder die **Risikoabschirmung** der maroden Berliner Bankgesellschaft.

Dass die **CDU-SPD-Koalition**, die Berlin von 1991 bis 2001 regierte, bis weit in die 90er Jahre hinein **zu viel Geld ausgab**, hat mehrere Gründe. Zum einen stiegen die **Steuereinnahmen** Berlins in den **ersten** Jahren nach der Einheit sprunghaft an, von **4,8 Milliarden Euro** 1991 auf fast **8,5 Milliarden Euro** 1994.

Berechtigt schienen daher die **Erwartungen**, dass sich diese Entwicklung **mindestens bis zum Jahrtausendwechsel** fortsetzen würde. Und dass dies die **drastische Kürzung** der Bundeshilfe für Berlin (von **7,4 Milliarden Euro** 1991 auf **2,8 Milliarden Euro** 1994) mehr als **ausgleichen** würde.

Ein **fataler Irrtum: 1995** gingen die Steuereinnahmen Berlins erstmals **dramatisch zurück** und lagen selbst **2004** mit rund 7,9 Milliarden Euro noch um **fast 600 Millionen unter** den Einnahmen des Jahres 1994.

Doch selbst als die Finanzkrise der Stadt **offensichtlich** wurde, tat sich Berlin mit Sparanstrengungen **äußerst schwer**. Insbesondere der damalige CDU-Fraktionschef Klaus **Landowsky**, der parallel dazu auch Vorstandschef einer Tochtergesellschaft der Berliner Bankgesellschaft war und wegen seiner Machtfülle **als einer der Hauptverantwortlichen für den Berliner Bankenskandal gilt**, war fest überzeugt, dass die Bundesregierung nach dem Regierungsumzug **einen Großteil der Berliner Schulden übernehmen** würde. Recht **drastisch** brachte er diese Erwartung 1996 mit den Worten zum Ausdruck: „Wenn erst die Obdachlosen auf den Stufen des Reichstags sitzen, wird uns der Bund schon helfen.“

Hinzu kamen **machtpolitische Überlegungen**: Landowsky und der langjährige Regierende Bürgermeister Eberhard Diepgen (ebenfalls CDU) gingen davon aus, dass Berlin eine **strukturell linke** Stadt sei. Sie zogen daraus den Schluss, dass sich ihre bürgerliche Partei nur durch eine **besonders arbeitnehmerfreundliche** und zugleich **ausgabenfreudige** Politik an der Macht halten könne.

Büßen für Sünden aus früherer Zeit:
Da kann eigentlich nur der Himmel helfen, zu dem Sarrazin hier (Aufnahme aus dem Abgeordnetenhaus) offenbar vertrauensvoll aufblickt. Im Doppelhaushalt 2004/2005 muss er allein für Zinsen 4,8 Milliarden Euro zahlen, und für zinsähnliche Verpflichtungen außerdem 3,7 Milliarden. Macht – ohne Tilgung! – zusammen 8,5 Milliarden Euro.



Landowsky und Diepgen mussten **zurücktreten**, und Berlin hat inzwischen einen **rot-roten Senat**. SPD und PDS können ihr Sparprogramm auch deshalb **relativ unbeschränkt** durchsetzen, weil die größte Oppositionspartei CDU seit dem Machtverlust 2001 **noch immer in einer tiefen Krise** steckt und **vor allem** mit internen Streitereien und Personalquerelen beschäftigt ist.

Sarrazin kann es sich sogar leisten, **gegen** die vorherrschende Meinung in SPD und PDS zu verstoßen und **immer wieder** die Einführung von **Studiengebühren** zu fordern. Er verweist dabei nicht nur auf die **1,4 Milliarden Euro**, die der Senat trotz seiner Finanznöte noch immer pro Jahr für die **Hochschulen** ausgibt. Auch bildungspolitisch scheint ihm die Einführung von Studiengebühren **geboten**, „**wenn man bedenkt, dass die Hälfte der Studenten an den drei Berliner Universitäten offenbar niemals Examen macht, und dass der durchschnittliche Lehramtskandidat in Berlin 17 Semester bis zum ersten Examen braucht**“.



BND: Umzug oder nicht ?

Noch residiert der Bundesnachrichtendienst (BND) mehrheitlich in **Pullach** bei München. Nach dem Willen von Innenminister **Otto Schily** (SPD) aber soll der Dienst im Lauf der nächsten Jahre **nach Berlin** umziehen. Kosten dafür nach Berechnungen des Bundesrechnungshofs: **1,48 Milliarden Euro**. Die **meisten** in Pullach, einem der schönsten „Vororte“ Münchens, mögen aber **nicht gerade gerne** nach Berlin umziehen. Nun, da es wahrscheinlich vorgezogene Neuwahlen gibt, hoffen viele, dass die Umzugs-Idee **bald aufgegeben** wird – zumal angesichts der **riesigen Kosten** und der immer deutlicher werdenden **Haushaltslöcher**. Die oben gezeigte Computersimulation der geplanten BND-Zentrale an der **Chausseestraße** in Berlin-Mitte könnte dann aus den Datenspeichern gelöscht werden ...

Jetzt zweimal täglich im Direktflug von Berlin über den Atlantik

Nach sieben Jahren Unterbrechung nahm die US-Fluggesellschaft **Delta Airlines** am 3. Mai 2005 die **Direktverbindung** zwischen Berlin und New York wieder auf. Täglich um 12.40 Uhr hebt eine Boeing 767-300 ER mit **204 Sitzen** (168 in der Economy Class, 36 Business Class) vom Berliner Flughafen **Tegel** ab und erreicht den **John-F.-Kennedy Airport** von New York etwa acht Stunden später. Für Berlins Regierenden Bürgermeister Klaus **Wowereit** (SPD) ist die Wiederaufnahme der Nonstop-Flüge zwischen Berlin und den USA „ein **Meilenstein** in der weiteren Entwicklung der Stadt“.

Zweieinhalb Jahre hatten sich die Berliner Flughafengesellschaft (BFG), die Berlin Tourismus Marketing GmbH (BTM) und die Berliner Hotellerie in einer **konzertierten Aktion** bei Delta um die Einrichtung der Destination bemüht. Erst Ende vergangenen Jahres waren die Amerikaner überzeugt. „**Zweistellige Zuwachsraten der Berliner** Flughäfen und die Ansiedlung des britischen Billigfliegers **Easyjet** waren für Delta ausschlaggebend“, erläuterte BFG-Chef Dieter **Johannsen-Roth**. Im Frühjahr 1998 hatte Delta Airlines die Flugverbindung Berlin – New York wegen Unwirtschaftlichkeit eingestellt.

In den **Wettbewerb** mit Delta tritt ab dem 1. Juli 2005 **zusätzlich** die Fluggesellschaft **Continental**, die dann täglich die Strecke **Berlin – Newark** bedient (bei New York im Bundesstaat New Jersey gelegen). Continental setzt auf die etwas kleineren Maschinen vom Typ Boeing 757-200, die 156 Plätze in der Economy Class und 16 in der Business Class bereithält. Offensichtlich sind **beide** US-Fluggesellschaften von der **Marktchance in Berlin** überzeugt. Sie fliegen in/bei New York jeweils ihre Drehkreuze an und bieten dort **Umsteigemöglichkeiten** zu weit mehr als einhundert **weiteren Zielen** an.

Ob sich das Transatlantikgeschäft für die beiden US-Gesellschaften **diesmal** rechnet, wird sich noch zeigen. Die deutsche **Lufthansa** hatte sich schon zweimal mit durchgehenden Verbindungen Berlin – USA versucht. 1992 stellte sie ihre Route nach **New York** nach rund zwei Jahren wieder ein. Vom 26. März 2001 an verband sie Tegel sechsmal wöchentlich mit **Washington**. Doch unmittelbar nach dem Terroranschlag vom 11. September 2001 erfolgte das Aus für diese Verbindung, am 17. September 2001 flog die Lufthansa die Strecke zum **vorerst letzten Mal**.

Die neuen Transatlantik-Verbindungen kompensieren nach Ansicht des Regierenden Bürgermeisters bisher bestehende **Standortnachteile** Berlins. In der Vergangenheit hätten sich vermutlich Investoren wegen **fehlender Nonstopflüge** abgewandt. Aber auch für die touristische Entwicklung der Stadt sei die neue Strecke wichtig.

Prinzipiell scheint in den USA das Interesse an Berlin-Reisen in letzter Zeit durchaus groß zu sein: Im Jahr 2004 hatten 156 000 US-Bürger in Berliner Hotels eingekcheckt, **25 Prozent mehr** als 2003. Amerikaner bleiben durchschnittlich **2,7 Tage** in Berlin und **geben täglich etwa 180 Euro aus**.

Natascha **Kompatzki**, Sprecherin der BTM, erklärte, durch die Direktflüge würden **ganz neue Zielgruppen** erreicht. So sei nun auch mit **US-Wochenendtouristen** in Berlin zu rechnen. Vor allem aber werde die Stadt für **Tagungen** und **Kongresse** attraktiver.

Für Jim **Whitehurst**, Senior Vice President von **Delta Airlines**, war neben dem Zuwachs **deutscher Touristen** in den USA die **Bedeutung Berlins** als kulturelle und geschichtsträchtige Stadt ausschlaggebend für die Aufnahme der Berlin-New-York-Strecke.

Jim **Crompton**, Top Manager von **Continental**, sieht den Vorteil seiner Gesellschaft in der **Erfahrung** mit Direktflügen aus den USA nach Europa und umgekehrt. In diesem Jahr wird Continental Nonstop-Flüge aus **mehr als zwanzig europäischen Städten** nach Newark und Houston anbieten.

Bei **Delta** kostet der Flug (hin und zurück) in der **Economy-Class** noch bis Ende Mai **404 Euro**, in der Business-Class zwischen 1700 und 2200 Euro. Bei **Continental Airlines**, die in der **Hauptreisezeit** an den Start gehen, sind im Gegensatz zu Delta **keine Sonderangebote** geplant. Ein Economy-Flug wird (hin und zurück) voraussichtlich **ab 600 Euro** (zzgl. Steuern und Gebühren) kosten, ein Platz in der Business Class ab 1700 Euro.

Näheres bei Delta Airlines unter 0180-3307880 und bei Continental unter 0180-3212610. Tobias v. Schoenebeck

IMPRESSUM	DER HAUPTSTADTBRIEF
erscheint seit Oktober 1999	monatlich
Herausgeber	Detlef Prinz
Redaktionelle Konzeption und Chefredaktion	Bruno Waltert
Bildredaktion	Paul Maria Kern
Gestaltung	Witt & Kern.Design
Titelfoto	Pechstein - Hamburg/Tökendorf, Roman März
Satz und Bildbearbeitung	Manuel Schwartz, Mike Zastrow, HAUPTSTADTBRIEF
Anzeigen	es gilt die Anzeigenpreisliste Nr. 4 vom Januar 2004
Verlag	HAUPTSTADTBRIEF Berlin Verlagsgesellschaft mbH
	Inhaber: Detlef Prinz, Verleger
	Tempelhofer Ufer 23/24, 10963 Berlin
	Telefon 030 - 21 50 54 00, Fax 030 - 21 50 54 47
	info@derhauptstadtbrief.de
	www.derhauptstadtbrief.de
Druck	druckpunkt Druckerei Repro GmbH,
	Potsdamer Straße 85, 10785 Berlin-Tiergarten
Redaktionsschluss	25. Mai 2005
Wiedergabe von Beiträgen aus dem HAUPTSTADTBRIEF, auch auszugsweise, nur nach schriftlicher Genehmigung der Redaktion – und stets mit der Quellenangabe: © DER HAUPTSTADTBRIEF. Für unverlangte Zusendungen keine Haftung.	

Wieder sommerlicher Kunstgenuss im brandenburgischen Idyll von Rheinsberg

Warum sollen Hänsel und Gretel eigentlich immer nur zur **Vorweihnachtszeit** Hand in Hand durch den Wald wandern, das Knusperhaus entdecken und bestaunen, an Lebkuchen knabbern und dann in Gewahrsam der Hexe geraten?

Es muss nicht sein, dass Engelbert **Humperdincks Märchenoper** stets nur im Advent die Spielpläne schmückt, sonst aber eher links liegen gelassen wird – das sagten sich die Planer vom märkischen Festspielstädtchen **Rheinsberg**. Im wunderschönen naturumwobenen, romantischen **Heckentheater** wollen sie nun das Abenteuer des verlassenen Geschwisterpaares als **ernst zu nehmendes** und dennoch höchst **unterhaltsames** Werk präsentieren.

Dass die beiden Kinder nach dem Textbuch von Adelheid Wette, der Schwester des Komponisten, zum **Erdbeeren pflücken** in den Wald geschickt werden, legitimiert die jahreszeitliche Korrektur und Verschiebung **auch formal**.

„Hänsel und Gretel“ steht in der Regie von Kay **Kuntze** also in den hochsommerlichen Augusttagen mehr als richtig auf dem Programm. Zwischen dem 5. und 13. August werden sich die **jungen** Star-Aspiranten für das Spiel nach Motiven der **Märchenerzähler Grimm** und **Bechstein** einsetzen, und die **Brandenburger Symphoniker** geben den richtigen Ton dazu.

Für die Spielzeit 2005 der Kammeroper Schloss Rheinsberg fanden sich diesmal **450 Bewerber aus 38 Ländern** ein, von Bangladesh bis Usbekistan, von Japan und China bis USA, die sich im Februar in der Deutschen Oper Berlin dem **Wettbewerb** und einer entdeckungsfreudigen **Jury** stellten. Außerdem gab es ein Vorsingen in Athen.

30 Sängerinnen und Sänger aus 10 Ländern wurden schließlich als Preisträger mit Partien beim Festival in Rheinsberg belohnt. **Weitere 14** wurden für den Chor von „Hänsel und Gretel“ ausgewählt.

Rheinsberg, eine Auto-Stunde nordwestlich von Berlin, feiert in diesem Sommer ein **kleines Jubiläum**: Das 15. Festival seit dem behutsamen Beginn im Jahr 1991. Das war bald nach der Wiedervereinigung **nicht ohne Risiko**. Würde sich **70 Kilometer** von Berlin ein **Opernfestival** etablieren lassen?



Würde die **Kleinstadt** mit großer Historie und nicht immer glückhafter DDR-Vergangenheit sich als aufgeschlossen und gastfreundlich genug erweisen, um alljährlich rund 20 000 Besucher aus nah und fern (und davon nicht wenige aus Berlin und Hamburg) aufzunehmen? Würden Hotels und Gastronomie mitziehen? Und von den **Gästen** auch **akzeptiert**?

Der Berliner Komponist Prof. Siegfried Matthus, Initiator und Künstlerischer Leiter der Kammeroper Schloss Rheinsberg, vor dem renovierten Schlossgebäude.

Der **Test gelang**, und Festspiel-Initiator Siegfried **Matthus** und seine Mitstreiter, nicht zuletzt auch die finanziell und ideell engagierten **Sponsoren**, wurden in ihrem Wagemut und ihrem Vertrauen in die Kraft des Musiktheaters aufs schönste **bestätigt**. Viele Rheinsberg-Freunde verbinden Kulturgenuß mit einer **kleinen Sommerfrische**, und nach den Aufführungen sitzt man oft bis tief in die Nacht in **Vorgarten-Restaurants** gemütlich beisammen.

Eine konzertante Aufführung von **Bellinis „Norma“** (25. Juni), die **Opern-Gala** (30. 6. bis 2. 7.), **Solokantaten des Barock „Amore Traditore“** (16., 19., 22. bis 24. Juli) und Georg Philipp **Telemanns „Der geduldige Sokrates“** (22. und 23., 26. und 27., 29. und 30. Juli im Schlosstheater) sind **weitere** Highlights des Jubiläumsprogramms, das durch Arienprogramme **ergänzt** wird.

Zur Feier der Tatsache, dass die brandenburgische Festspielstadt Rheinsberg bisher schon für annähernd **500 junge Künstler** das **Sprungbrett** zur großen Karriere war, findet am 31. Juli ein Benefizkonzert **„Von Rheinsberg an die Met“** im Schlosstheater mit anschließendem Sommerfest am See statt.

Vor dieser anmutigen Kulisse sollen am 16. und am 24. Juli bei Sonnenuntergang Abendlieder a capella erklingen. **„Der singende See“** setzt allerdings voraus, dass der Wettergott **wohlwollend** mitspielt. Im **999 Plätze** umfassenden, **oft ausverkauften Heckentheater** ist der 1000. Platz für ihn immer reserviert. Oper open air unter dem tiefblauen Sternenhimmel klingt bekanntlich noch einmal so schön.

Dieter Strunz

Kammeroper Rheinsberg,
Internationales Festival
zur Förderung junger Sänger,
25. Juni bis 13. August.
Büro: Kavalierhaus,
16831 Rheinsberg,
Tel: 033931-7250,
Fax: 033931-72 515,
E-Mail: info@kammeroper-
schloss-rheinsberg.de
Karten: Tourist-Information
Rheinsberg, Tel: 033931-392 96,
www.kammeroper-schloss-
rheinsberg.de